

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

38. JAHRGANG / NR. 151

ראש השנה תשפ"ד

15. SEPTEMBER 2023

לשנה טובה תכתבו



SCHANA TOWA 5784

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5784

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE ERLANGEN

In der Hauptstraße 63 wohnten

JENNY ROTENSTEIN

JG. 1912

DEPORTIERT 1942

THERESIENSTADT

TOT 25.3.1943

SIMON ROTENSTEIN

JG. 1899

GEDEMÜTIGT/ENTRECHTET

FLUCHT IN DEN TOD

24.4.1933

SOPHIE ROTENSTEIN

GEB. PAPER

JG. 1872

DEPORTIERT 1942

THERESIENSTADT

TOT 3.1.1945

Unser Titelbild: Tora-Vorhang aus Ottensoos im mittelfränkischen Landkreis Nürnberger Land. Der Vorhang wurde von dem Ehepaar Heinrich und Helene Prager 1884 für die Ottensooser Synagoge gestiftet. Die Pragers gehörten zu den alteingesessenen jüdischen Familien in Ottensoos und lebten, nach mündlicher Familienüberlieferung, bereits ab dem 16. Jahrhundert in Ottensoos. Foto: Jüdisches Museum Franken.

Bilder Rückseite: (alle Beiträge dazu im Heft), **Nr. 1:** Gastgeschenk für Henry Kissinger in Fürth, Foto: Norbert Mittelsdorf. **Nr. 2:** Ilse Aigner gratuliert Abba Naor zum Geburtstag, Foto: Bayerischer Landtag. **Nr. 3:** Festvorbereitungen in der Regensburger Gemeinde. **Nr. 4:** Dr. Schuster erhält das Würzburger Ehrenbürgerrecht, Foto: Georg Wagenbrenner. **Nr. 5:** Stolperstein für Georg Burger in der Saalgasse 3, Foto: Johanna-Stahl-Zentrum. **Nr. 6:** Schüler und Lehrer der David-Schuster-Realschule in Würzburg mit prominenten Gästen, Foto: Julien Beker, StMUK.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

anders als in anderen religiösen Traditionen ist der „Jahreswechsel“ im Judentum eine rein religiöse Angelegenheit. Er besteht aus mehreren Feiertagen. Eigentlich beginnt der Wechsel des Jahres bereits mit dem Slichot-Gebet am Schabbat vor Rosch Haschana und mit dem Gedenken an die verstorbenen Familienmitglieder auf dem jüdischen Friedhof. Der „Jahreswechsel“ endet dann am Simchat Tora mit dem Vortrag des letzten Tora-Abschnittes und gleich danach mit dem ersten Kapitel der über das Jahr verteilten Tora-Lesung. Diese ganzen feierlichen Tage nennen wir Jamim Noraim, die Hohen Feiertage. Für jedes jüdische Kind, das das Glück hat, die Gottesdienste in der Synagoge zu erleben, sind drei weitere Traditionen unvergesslich und auch für mich sind sie heute noch in meiner Wahrnehmung zentrale und auch schöne Elemente der Feiertage.

Ich meine die Tradition, nach dem Gottesdienst beim Kiddusch nicht nur Wein und Brot zu trinken und zu essen, wie an jedem Schabbat, sondern auch ein Stück Apfel und dazu etwas Honig. Und damit wünschen wir uns auch ein „süßes“ Jahr. Das dritte Element, verbunden mit Kindheitserinnerungen, ist das Schofar-Blasen. Das ist etwas Einzigartiges, das gibt es nur an Rosch Haschana und an Jom Kippur und in manchen Gemeinden bereits vor Rosch Haschana im Monat Elul. Für mich sind das schöne Erinnerungen, die sich jedes Jahr wiederholen.

Aber natürlich haben die Feiertage auch eine tiefere religiöse Bedeutung. „Im jüdischen Leben“, schreibt Landesrabbiner Dr. Joel Berger auf Seite vier in diesem



Heft, „beginnt mit Rosch Haschana eine Periode der Selbstprüfung, in der wir unsere Taten und Handlungen unter die Lupe nehmen und außerdem aufgefordert sind, Buße und Reue zu tun. Ein bedeutender Meilenstein auf dem Weg dieser Bilanz-Prüfung ist der Jom Kippur, der Versöhnungstag.“

Die Bilanzprüfung im politischen Bereich fällt nicht gut aus. Dazu zwei Beispiele: Der Krieg Russlands gegen die Ukraine mit seiner menschenverachtenden Brutalität gegen die Bevölkerung hat das friedliche Nebeneinander der Völker völlig in Frage gestellt. Aber am schlimmsten ist es natürlich für die Menschen in dem an-

gegriffenen Land, auch für die dortigen Jüdischen Gemeinden. Deshalb sind wir gerade in diesen Tagen in Gedanken bei den Juden in der Ukraine und hoffen sehr, dass sie unsere Festtage friedlich begehen können.

Innenpolitisch muss ich feststellen, dass der Antisemitismus mittlerweile erschreckend offener zutage tritt. Dabei spielt sicher auch eine Rolle, dass eine Partei, die sich als Alternative zu den etablierten Parteien versteht, mit Hass-Rhetorik und Shoah-Verharmlosung den gesellschaftlichen Diskurs in eine rechtsradikale Richtung verschiebt und dass damit eine bis jetzt tabuisierte Sprache „salonfähig“ wird, auch bei Politikern, die am rechten Rand Stimmen im Wahlkampf „fischen“ wollen. Wir sind deshalb aber dankbar, dass Dr. Ludwig Spaenle als Antisemitismus-Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung mittlerweile zahlreiche Aktivitäten entwickelt hat, um die Sensibilität bei antisemitischen Vorfällen zu schärfen. Dazu gehören auch die neuen Antisemitismus-Beauftragten bei der Polizei und in der Justiz.

Bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein gutes und gesundes Neues Jahr 5784.

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5784

- Rosch Haschana
Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
- Gott erhörte Channas Gebet
Von Yizhak Ahren 5

Grußworte zu Rosch Haschana 6

Kultur

- Henry Kissinger in Fürth
Von Benno Reicher 8
- Ehrenbürgerrecht für
Dr. Josef Schuster:
Moralische Instanz mit Tatkraft 11
- Tuchmann verschwindet 14
- 40 Jahre jüdisches Kultur-
zentrum München 14
- Shalom Carmela Shamir 16

Nachrichten aus Frankreich

- Frankreichs Juden
gegen israelische Regierung
Von Gaby Pagener-Neu 17

Bayern

- Neuer Staatsvertrag 25
- Vortrag Dr. Ludwig Spaenle 25
- 95. Geburtstag 26
- Förderung jüdischen Lebens 27
- David-Schuster-Realschule 27
- DenkOrt
Von Rotraud Ries 28

**Aus den jüdischen Gemeinden
in Bayern 30**

Buchbesprechungen 41

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch
Redaktionsleitung: Benno Reicher, Vorländer-
weg 25, 48151 Münster, Tel. 0251-7475546
www.bayerisch-jüdisch.de
redaktion@berejournal.de
Wir erscheinen im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka
In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren,
Riccardo Altieri, Marian B. Fritsch, Angela
Genger, Daniel Hoffmann, Henry Kissinger,
Charlotte Knobloch, Gaby Pagener-Neu,
Benno Reicher, Frank-Walter Steinmeier
und Priska Tschan-Wiegelmann
Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern
Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

Rosch Haschana

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Wir begrüßen ehrfürchtig in aller Welt das Fest des neuen jüdischen Jahres Rosch Haschana. Die Heilige Schrift und auch unser Festtagsgebetbuch Machsor nennen den Jahresbeginn „Jom Hasikaron“, den Tag des Gedenkens und auch „Jom Terua“, den Tag des Schofar-Blasens. Im jüdischen Leben der Einzelnen beginnt mit Rosch Haschana eine Periode der Selbstprüfung, in der wir unsere Taten und Handlungen unter die Lupe nehmen und außerdem aufgefordert sind, Buße und Reue zu tun. Ein bedeutender Meilenstein auf dem Weg dieser Bilanz-Prüfung ist der Jom Kippur, der Versöhnungstag.

Für die Tage von Rosch Haschana und Jom Kippur ist die Vertiefung in die Liturgie bezeichnend. Wir bekennen uns aufrichtig zu dem Herrn der Welt, dessen Macht über uns und seiner Welt allgegenwärtig und grenzenlos ist. Auch daher würde sich in unserem Falle eine jegliche Form der „Bilanzfälschung“ als sinnlos erweisen. Zu den bekanntesten Vorschriften der beiden Neujahrstage gehört das Gebot, den Schofar, ein aus dem Horn eines Widders gefertigtes Natur-Instrument, zu blasen. Sich diese Töne anzuhören ist ein religiöses Gebot aus der Tora. Sie sollen uns noch eindringlicher daran erinnern, den Aufruf zur Reue und zum Bekennen unserer Fehler nicht auf die leichte Schulter zu nehmen.

Die Aussagen des größten jüdischen Gelehrten früherer Zeiten, Maimonides, scheinen die Stimmungslage zu vertiefen: „Wacht auf, ihr Schlummernden! Werft eure Taten auf die Waagschale, gedenket

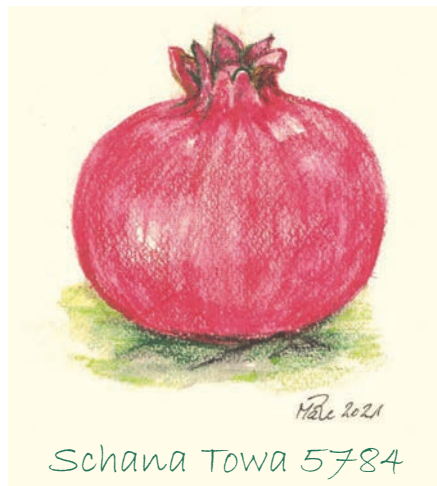
eures Schöpfers und wendet euch zu Ihm in Reue. Jagt nicht nach Träumen, vergeudet nicht eure Jahre. Folgt nicht jenen Dingen, die keinen Sinn ergeben können. Prüft lieber eure Seele; betrachtet nur eure eigenen Handlungen, damit ihr eure irregeleiteten Wege verlassen könnt. Kehret nun zu eurem Gott zurück, damit Er seine Gnade über euch walten lassen kann.“ Soweit Maimonides in seinem Gesetzscodex (Hil. Teschuwa 3:4). Es mag sein, dass es sich um eine jüdische Besonderheit, um eine eigenartige Festtagsphilosophie handelt, jedoch ist Rosch Haschana, trotz dieser tiefen Inhalte und Aufgaben für den Einzelnen, kein trauriges, wehmutsvolles Fest. Im Gegenteil. Es ist ein Fest, an dem wir uns auch freuen sollen. Wir werden von dem Bewusstsein geleitet, dass Gott Erbarmen mit uns hat und seine Gnade ein günstiges Urteil über uns bewirken wird.

Dies scheint uns auch die traditionelle Liturgie der Festtage zu bestätigen. Zu deren festem und ermutigendem Bestandteil gehört unter anderem die frohe Botschaft des Propheten Jeremia an uns alle: (31:20) „Haben Jakir li Efrajim ...“, „Ist mir Ephraim (d.h. Israel) ein Lieblingssohn, gezärtelt Kind / dass so ich von ihm spreche / wenn seiner wieder ich gedenke / darob mein Inneres nach ihm schreit / ich seiner mich erbarme? So ist des Ewigen Spruch.“ Dieses Fest bedarf, aufgrund seiner ernsten, psychischen Inhalte, einer besonderen Vorbereitung. In der Woche vor dem Fest versammelt man sich in den Synagogen, um miteinander die Bußgebete zu sprechen. Eine fromme Überlieferung meint, dass diese Liturgie der Bußgebete von Moses selber stammt. Er gab es an sein Volk weiter. Sie sollte darauf hin-

weisen, das auch wenn die Israeliten gesündigt hatten und sie dann auf diese Weise betend Buße tun, ihnen Gott vergeben wird. Man könnte fragen: warum die kollektive Buße? Eine Kollektivschuld wird ja im Judentum auch abgelehnt. Reue und Umkehr sind letztendlich streng genommen eine Angelegenheit des Individuums. Jedoch die traditionelle jüdische Auffassung lässt keinen Unterschied oder Trennung zwischen den Taten der Einzelnen und denen der Gemeinschaft gelten. Der Talmud meint: „kol jisrael arewim se base“, d.h. ein jeder Israelit haftet durch seine Handlungsweise auch für die anderen Glieder seines Volkes. Also, auch wenn es keine „Kollektiv-Schuld“ gibt, besteht aber eine kollektive Verantwortung füreinander.

Der Talmud, die rabbinische Lehre, erklärt die Gründe für diese Haltung so: (Kidd. 40) In der ganzen Welt herrscht das Mehrheitsprinzip. Es wird nach der Mehrheit gerichtet. Daher muss also auch für das Individuum das Mehrheitsprinzip gelten. Wir alle werden nach der Mehrzahl unserer Taten und Handlungen vor Gott bewertet. Der Talmud sagt: Wenn jemand eine „Mitzwa“, eine hilfreiche Wohltat, für andere ausübt, kann er sich glücklich schätzen, weil er nicht nur sich selbst, sondern der ganzen Welt nützt, denn er hat sie (die Welt) in eine positive Richtung beeinflusst. Jedoch es gilt auch umgekehrt: Sollte sich jemand durch ein Vergehen schuldig gemacht haben, könnte er damit die ganze Welt in eine böse Richtung beeinflusst haben.

In dem Buch Zohar, das als eines der Hauptwerke der Mystiker und Kabbalisten betrachtet wird, lernen wir, dass der Mensch, der Einzelne, sich und seine Taten so betrachten möge, als würde das Schicksal der ganzen Welt von ihm allein abhängen. Diese Aussage bietet sich als eine deutliche Bestätigung der Idee des Verantwortungsbewusstseins des Menschen in seiner Welt. Der Midrasch, die jüdische exegetische Literatur, behauptet, dass Adam, der erste Mensch der Schöpfungsgeschichte auch der Erste war, der Umkehr, Teschuwa, geübt hatte. Nachdem er von den verbotenen Früchten gegessen hatte, flehte er: Herr der Welt, vergib mir meine Sünde, nimm meine Reue an, dann werden die späteren Geschlechter wissen, dass es Vergebung von Gott auf dieser Welt gibt!



Gott erhörte Channas Gebet

Eine Betrachtung zu Rosch Haschana von Yizhak Ahren

Die Vermutung liegt nahe, dass vor dem Schofarblasen am ersten Tag von Rosch Haschana ein Abschnitt aus der Tora vorgelesen wird, in dem diese Mitzwa des Tages erwähnt wird. Dies ist tatsächlich der Fall; allerdings ist von den Schofartönen nur bei der Lesung aus der zweiten Tora-Rolle die Rede, und zwar im Abschnitt über den Opferdienst (4. Buch Mose, Kap. 29). Die zentrale Tora-Lesung behandelt ein ganz anderes Thema. Nach Anordnung der Weisen (Megilla 31a) liest man am Rosch Haschana jene Tora-Passage, die von der Geburt unseres Stammvaters Yitzhak berichtet. Diese Lesung beginnt damit: „Und der Ewige hatte Sara bedacht, wie er es gesagt“ (1. Buch Mose 21,1). Von Gottes Vorsehung ist hier die Rede. Dieser Begriff bezeichnet das spezielle Eingreifen des Allmächtigen zur entsprechenden Gestaltung eines individuellen oder kollektiven Schicksals.

Warum liest man den Abschnitt über Yitzhaks Geburt gerade am Rosch Haschana? Weil seine bis dahin unfruchtbare Mutter an diesem Tag bedacht wurde. Wie der Talmud (Rosch Haschana 10b und 11a) feststellt, wurden Sara, Rachel und Channa, die nach Zeugnis der Schrift an Kinderlosigkeit litten, am Rosch Haschana bedacht. Am Neujahrstag, den man sowohl „Jom Hasikaron“ (Tag des Gedenkens) als auch „Jom Hadin“ (Tag des Gerichts) nennt, prüft Gott das Leben der Menschen und fällt über sie ein Urteil. Er bestimmt die Zukunft jedes Individuums. In der Mischna heißt es: „Am Neujahrsfeste ziehen alle Weltbewohner an ihm wie im Hammelsprung vorüber“ (Rosch Haschana 1,2).

Als Haftara (Lesung aus den Propheten) haben unsere Weisen für den ersten Tag Rosch Haschana die Erzählung von der Geburt des Propheten Schemuël bestimmt. Der Anknüpfungspunkt an die vorhergehende Tora-Lesung ist nicht schwer zu finden: Sara wurde am Rosch Haschana bedacht und so auch Channa, Schemuëls Mutter. Wie Rabbiner Jehuda Shaviv bemerkte, sollen sowohl die Tora-Lesung als auch die Haftara am ersten Tag von Rosch Haschana uns an die Tatsache erinnern, dass der Ewige alle Geschöpfe am Anfang des Jahres beurteilt. Dabei wird nicht die Furcht vor dem Gericht hervorgehoben, sondern vielmehr die Hoffnung, die Chance einer Änderung zum Guten – wir erfahren nämlich: an diesem Tag wurden Kinderlose bedacht.

Die Haftara, die man am ersten Tag Rosch Haschana in der Synagoge vorträgt (1 Schemuël 1,1 bis 2,10), vergegenwärtigt nicht nur das Motiv der göttlichen Vorsehung. Dieser Text enthält noch weitere Lehren, die für unsere religiöse Praxis von Bedeutung sind. Ihre Kinderlosigkeit verursachte Channa schrecklichen Kummer. Deshalb betete sie im Haus des Ewigen zu Schilo um ein Kind – und ihr inniges Gebet wurde erhört. Diese Geschichte zeigt uns, dass wir ein persönliches Anliegen Gott vortragen dürfen. Gabriel H. Cohn hat betont, dass wir unsere Bitten, wie Channa, mit der nötigen Bescheidenheit vorbringen sollten.

Im Talmudtraktat Berachot (31a) lesen wir: „Rav Hamnuna sagte: Viele wichtige Halachot (Vorschriften) sind zu entnehmen aus jenen Versen von Channa. „Sie redete in ihrem Herzen“, hieraus, dass der Betende sein Herz andächtig stimmen muss. „Nur ihre Lippen bewegten sich“, hieraus, dass der Betende mit seinen Lippen deutlich spreche. „Und ihre Stimme wurde nicht gehört“, hieraus, dass man beim Beten die Stimme nicht erheben darf. „Und Eli hielt sie für eine Betrunkene“, hieraus, dass der Betrunkene das Gebet nicht verrichten darf. Bemerkenswert ist, wie stark eine bestimmte Frau, die freilich eine Prophetin war (Megilla 14a), das jüdische Gebetsleben beeinflusst hat.

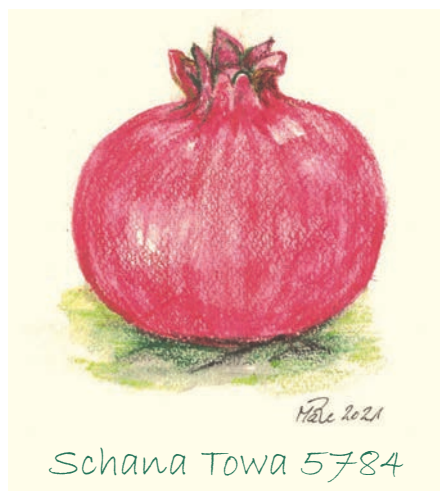
Hervorzuheben ist die Tatsache, dass Channa ihre dringliche Bitte mit einem Gelübde verknüpft hat: „Ewiger der Scharen, wenn Du sehen wirst auf das Elend deiner Magd und meiner gedenkst und deine Magd nicht vergisst und deiner Magd männlichen Samen gibst, so will ich ihn dem Ewigen weihen alle Tage

seines Lebens“ (1 Schemuël 1,11). Was mag der Sinn dieses Gelübdes sein? Channa erklärte in einer verbindlichen Form, sie sei zu einem Verzicht bereit. Sollte das Ersehnte und Erbetene eintreten, dann würde sie auf das Sorgerecht verzichten und ihren Sohn Gott weihen! Können wir uns ein größeres Opfer einer Mutter vorstellen?

In seinem Buch über die Haftarot warf Rabbiner Moshe Lichtenstein eine interessante Frage auf: Was ist der gemeinsame Nenner, der zu Saras, Rachels und Channas Erlösung von ihrer Kinderlosigkeit geführt hat? Seine Antwort auf diese Frage lautet: Die genannten drei Frauen waren zu einem schmerzlichen Opfer bereit. Über Sara steht in der Tora: „Dann nahm Sarai, Abrams Frau, die mizrische Hagar, ihre Magd, ... und sie gab sie Abram, ihrem Mann, ihm zur Frau“ (1. Buch Mose 16,3). Auch Rachel war bereit, eine Nebenfrau (ihre Schwester Lea) zu dulden; sie verzichtete auf eine monogame Ehe. Was Channa angeht, so verweist Rabbiner Lichtenstein auf das Gelübde, das sie sprach. Er hätte zusätzlich auf einen Midrasch hinweisen können, aus dem hervorgeht, dass es die kinderlose Channa war, die ihrem Mann, Elkana, geraten hat, eine zweite Frau, Pnina, zu heiraten.

Aus den drei Fällen dürfen wir den Schluss ziehen: Wer bereit ist, um eines höheren Zieles willen selbstlos auf etwas zu verzichten, das ihm beziehungsweise ihr wichtig ist, dessen Gebet wird von Gott erhört. Diesen Lehrsatz sollte jeder Beter kennen und in der Praxis berücksichtigen. In den zehn Tagen der Umkehr, von Rosch Haschana bis Jom Kippur, schaltet man den folgenden Satz in den ersten Segensspruch des Achtzehengebetes ein: „Gedenke unser zum Leben, König, der Du Freude am Leben hast, und schreibe uns in das Buch des Lebens ein um Deinetwillen, lebendiger Gott.“ Wie verträgt sich diese Einschaltung mit der halachischen Regel, dass man in den ersten drei Segenssprüchen keine Bitten erwähnen sollte?

Rabbiner Chaim Kreiswirth erläuterte die scheinbar problematische Stelle in einer seiner Predigten wie folgt: Die zitierte Einschaltung ist in erster Linie eine Selbstverpflichtung und nicht als eine falsch platzierte Bitte zu verstehen. Die betende Person braucht Leben, um für den Ewigen tatkräftig wirken zu können, „um Deinetwillen, lebendiger Gott“.



Rosch Haschana Granatapfel

© Mare.



Den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern einen herzlichen Gruß zum Neujahrsfest! Die Gläubigen ziehen bei diesem Fest Bilanz des zurückliegenden Jahres und erneuern ihren Bund mit Gott. Die Festlichkeiten sind

wesentlicher Bestandteil jüdischer Kultur und unverzichtbarer Teil der lebendigen Traditionen unseres Landes. Das unterstreicht, dass die jüdischen Gemeinden

einen festen und unverrückbaren Platz in der Mitte unserer Gesellschaft einnehmen.

Um dies zu bekräftigen und für die Zukunft zu sichern, hat der Freistaat die Unterstützung für die Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern in diesem Jahr rückwirkend ab 2021 deutlich auf 18 Mio. Euro erhöht.

Jüdische Bürgerinnen und Bürger können sich in Bayern sicher fühlen, sie stehen unter dem ausdrücklichen Schutz des Freistaats. Antisemitismus, egal aus welcher Richtung er kommt, geben wir keinen

Raum. Die Staatsregierung tritt menschenverachtenden und demokratiefeindlichen Tendenzen konsequent und entschlossen entgegen.

Den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein glückliches, gesundes, erfolgreiches und sicheres Jahr! Dazu alles Gute!

Schana Towa!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



Mit dem Ende des jüdischen Jahres geht in diesem Jahr auch die Legislaturperiode im Bayerischen Landtag zu Ende. Was waren das für fünf Jahre? Mit der AfD ist eine neue Fraktion ins Maximilianeum eingezogen und der Ton in der Debatte und auch im politischen Diskurs ganz allgemein ist spürbar rauer geworden. Und dann die Pandemie, die unser Leben für eine Zeit auf den Kopf gestellt und unsere Freiheit beeinträchtigt hat. Besonders schmerzlich war in dieser Zeit, da wir als Gesellschaft auf Solidarität besonders angewiesen waren, der Anstieg antisemitischer Narrative und Verschwörungserzählungen. Leider konnte der Antisemitismus der Corona-Leugner und Querdenker kaum überraschen. Seit Jahren – und zuletzt mit neuen Höchstständen an gemeldeten Vorfällen – bahnt sich der Juden Hass Wege durch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Mi-

lieus, mal rechts- oder linksextrem gefärbt, mal religiös, islamistisch, mal als „Israelkritik“ getarnt und bisweilen auch so verbrämt, dass er gar in der Mitte der Gesellschaft scheinbar salonfähig wird. Als Landtagspräsidentin, als Demokratin, als Mensch widern mich alle Formen des neuen, alten Antisemitismus gleichermaßen an. Und ich habe mir die Wahrung unserer Demokratie und damit auch den Kampf gegen Geschichtsvergessenheit und Menschenverachtung in jeder Form zur Kernaufgabe meiner Politik gemacht. Ich weiß und wir sehen täglich, wie viel hier zu tun bleibt – aber umso mehr bleibe ich dran! Das verspreche ich Ihnen auch für das neue Jahr 5784. Ich hoffe sehr, dass wir friedlicheren und sichereren Zeiten entgegengehen. Fest steht: Die Herausforderungen sind enorm. Unsere Demokratie ist unter Druck – von innen und von außen. Umso wichtiger ist es, dass wir in unserer Gesellschaft den Zusammenhalt weiter stärken und unbeirrt für die Errungenschaften unserer freiheitlichen Demokratie werben. Die-

jenigen, die Hass und Spaltung vorantreiben, müssen in einer engagierten und couragierte Zivilgesellschaft auf Granit beißen.

Ich bin dankbar, dass das Judentum, die Religion, die Traditionen und die jüdischen Bräuche heute wieder fester Bestandteil unserer bayerischen Heimat sind. Einmal mehr verbinde ich mit diesem Rosch Haschana den Wunsch, dass sich die jüdischen Bürgerinnen und Bürger in ihrer bayerischen Heimat sicher und geborgen fühlen und dass antijüdische Ressentiments auf harten gesellschaftlichen Widerspruch treffen mögen.

In der Hoffnung auf bessere und unbeschwertere Zeiten wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern: Schana towa – ein glückliches und süßes neues Jahr!

Ilse Aigner MdB, Präsidentin
des Bayerischen Landtags



Sehr geehrte jüdische Schwestern und Brüder! Zum jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana und den Hohen Feiertagen übermittle ich Ihnen meine herzlichen Glück- und Segenswünsche!

Es ist wieder soweit – die Zeit der persönlichen Rückschau auf das ablaufende Jahr, die Zeit der Auswertung ist gekommen. War es ein gutes Jahr, haben wir unser Potenzial für das Gute genutzt? Das kann nur jede und jeder für sich selbst beantworten. Wieder aber haben der Krieg in der Ukraine, politische Polarisierungen in vielen Ländern, der globale Klimawandel

unseren Alltag in diesem Jahr geprägt. Der Antisemitismus nimmt weiter zu, Rechtsextreme feiern auch hierzulande Erfolge. Viele Menschen haben das Gefühl, dass unsere Gesellschaft auseinanderfällt.

Als gläubige Menschen wissen wir, dass auch wir vor Gott und den Mitmenschen gefehlt haben, dass wir auf ihre Vergebung angewiesen sind, wo wir hinter dem Gebot der Gottes- und Nächstenliebe zurückgeblieben sind. So wie der barmherzige Gott uns Vergebung und Versöhnung zusagt, wenn wir bereuen und umkehren, so sollen auch wir einander vergeben und einen Neuanfang unserer Beziehungen ermöglichen. Nur durch den Dialog, durch das Hören aufeinander, können wir Ängste, Vorurteile und Spannungen über-

winden. Nur durch Dialog und Zusammenarbeit können wir gemeinsam einen Beitrag zur Heilung der Welt leisten.

Beten wir alle um den Frieden für die Ukraine, für Israel, für die ganze Welt, in unseren Herzen und zeigen wir gemeinsam durch unsere Solidarität, dass wir Menschen sind und Verantwortung füreinander übernehmen.

Ich wünsche Ihnen und allen Jüdinnen und Juden weltweit Frieden, Hoffnung, Gottes Segen für das neue Jahr – שנה טובה – Schana towa!

Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und Freising



Neben den leider anhaltenden Krisen in der Welt hat uns das letzte Jahr aber viele erfreuliche Ereignisse beschert. Ich denke da an den 90. Geburtstag unserer Münchner Ehrenbürgerin und Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern Charlotte Knobloch. Ich denke an den berührenden Festakt zu ihren Ehren in der Ohel-Jakob-Synagoge im Oktober. Außerdem denke ich an das Kulturzentrum der IKG im jüdischen Gemeindezentrum am St.-Jakobs-Platz, das Ende Juni sein 40-jähriges Bestehen gefeiert hat, und mit dem für uns alle eine Tür aufgestoßen worden ist zu Reichtum und Vielfalt jüdischer Kultur und Tradition. Da hat auch Lahav Shani seine Wur-

zeln, der zukünftige Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, den der Stadtrat Anfang des Jahres auf Vorschlag des Orchesters berufen hat – eine „Liebesheirat“, wie die Beteiligten schwärmen. Eng zugetan sind sich auch die beiden Städte Be'er Sheva und München. Zwei Jahre alt ist unsere Partnerschaft inzwischen. Im Mai haben deshalb Vertreter Münchens im Rahmen einer Delegationsreise nach Be'er Sheva die ersten Bäume eines geplanten Erholungs- und Klimaschutzwaldes gepflanzt. Als Symbol für unsere neue freundschaftliche Verbindung und ganz im Zeichen unserer lebendigen Freundschaft mit Israel. Der 75. Jahrestag der Staatsgründung Israels ist entsprechend auch bei uns auf breite Resonanz gestoßen und mit einer Reihe von Veranstaltungen gewürdigt worden. Dass jüdisches Leben und jüdische Kultur hier heute wieder blühen und München

nach NS-Terror und Shoa wieder zur Heimat für jüdische Bürger geworden ist, ist ein Geschenk, dessen Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und für das wir aus tiefstem Herzen dankbar sind. Deshalb werden wir jegliche Form von Rassismus und Antisemitismus immer und rigoros bekämpfen und unsere freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien entschieden verteidigen. Mit diesem Versprechen wünsche ich allen Jüdinnen und Juden in München und darüber hinaus zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches, friedliches und Frieden bringendes Jahr 5784!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München



Ein gutes und gesegnetes neues Jahr wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich zu Rosch Haschana und den Hohen Feiertagen!

lebendige Demokratie arbeiten können. Ich setze dabei auch auf das große ehrenamtliche Engagement, das so viele Menschen Ihrer und unserer Gemeinden leisten. Für mich ist das ein wirklicher Lichtblick. Der Einsatz für Geflüchtete ist nur ein sichtbares Beispiel dafür wie sich Menschen für andere einsetzen. Eine besondere Freude war für mich das Jubiläum zum 75. Bestehen der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Die in Deutschland als erste nach der Shoa gegründete Gesellschaft dieser Art ist steter Motor und Ideenpool für Begegnung und Verständigung. In einer Zeit, in der die Welt von Konflikten und tiefen Rissen geprägt ist, ist der Dialog ein starkes Werkzeug. Ich wünsche mir von Herzen, dass es uns gemeinsam gelingt, die Anliegen der Gesellschaft auch in die nächsten Generationen zu tragen.

Die Schwelle zum neuen Jahr lädt ein zu Konzentration und Gebet. Mich beeindruckt die feine Haltung innerer Sammlung, die die ersten Schritte ins neue Jahr hin prägt. Vom Ton des Schofars bis zum Versöhnungstag klingt die Hoffnung auf Erbarmen an, auf die uns der Prophet Micha weist. Voller Hoffnung und Zuversicht.

Dass Sie die Freude darüber erfahren, das wünsche ich Ihnen für die kommenden Tage. Im Vertrauen auf IHN wünsche ich Ihnen ein glückliches, erfülltes, ein süßes neues Jahr. Möge Ihr Granatapfel reichlich Kerne haben. Schana towa umetuka wünscht Ihnen

Ihr
Christian Kopp
Designierter Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Liebe Mitglieder des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, mit diesem Grußwort möchte ich mich zum bevorstehenden Rosch Haschana herzlich an Sie alle wenden. Nach zwei spannenden und wunderbaren Jahren werde ich im August 2023 aus dem Amt als Generalkonsulin des Staates Israel in Süddeutschland ausscheiden und nach Israel zurückkehren. Mit großer Dankbarkeit blicke ich auf die vergangenen zwei Jahre zurück. Während meiner Zeit hier durfte ich eine unglaublich warme und offene jüdische

Gemeinschaft kennenlernen, die das jüdische Leben in Bayern mit einer reichen Tradition und kulturellen Vielfalt bereichert. Die Unterstützung und Zusammenarbeit, die ich erfahren habe, haben mich zutiefst beeindruckt und werden mir stets in Erinnerung bleiben. Rosch Haschana markiert den Beginn eines neuen Jahres, eine Zeit der Reflexion, des Neuanfangs und der Hoffnung. Möge dieses besondere Fest uns allen die Gelegenheit bieten, auf unsere Erfolge und Herausforderungen zurückzublicken und mit Entschlossenheit in eine vielversprechende Zukunft zu schreiten. In diesem Jahr haben wir das Glück, gemeinsam das 75-jährige Bestehen des Staates Israel zu feiern. Das ist keineswegs selbstverständ-

lich und ein Grund mehr, mit Freude in eine hoffnungsvolle Zukunft zu blicken. Ihnen allen, die Sie mich in meiner Amtszeit unterstützt und begleitet haben, möchte ich herzlich danken. Ihre Offenheit, Ihr Engagement und Ihre herzliche Gastfreundschaft haben meine Zeit in Bayern zu einer unvergesslichen Erfahrung gemacht.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Rosch Haschana. Möge das neue Jahr für Sie alle von Gesundheit, Wohlstand und einem harmonischem Miteinander geprägt sein. Schana towa!
Carmela Shamir
Generalkonsulin des Staates Israel für Süddeutschland

Henry Kissinger in Fürth

Von Benno Reicher

Er wurde gerade hundert Jahre alt. Henry Kissinger, früherer amerikanischer Außenminister und Friedensnobelpreisträger, wurde am 27. Mai 1923 in Bayern, im fränkischen Fürth, als Heinz Alfred Kissinger geboren. Zu einer nachträglichen Geburtstagsfeier, ausgerichtet von der Stadt Fürth, kam der Hundertjährige Ende Juni mit Mitgliedern seiner Familie für einen Tag in seine Geburtsstadt. Mit dabei beim Festakt im Stadttheater waren neben Ministerpräsident Markus Söder und Gastgeber OB Thomas Jung auch prominente deutsche Weggefährten Kissingers. Der Vorstandsvorsitzende des Springer-Verlags, Mathias Döpfner, der frühere Chef der Münchner Sicherheitskonferenz, Wolfgang Ischinger, und der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble überbrachten auch Geburtstagsglückwünsche.

„Heinz Alfred Kissinger wurde in Fürth in einer recht strenggläubigen jüdischen Familie geboren. Der Satiriker Moritz Gottlieb Saphir hat Fürth im 19. Jahrhundert das bayerische Jerusalem genannt“, erzählt Mathias Döpfner. „Die jüdische Gemeinde der Stadt wurde 1528 gegründet. 1933 lebten in Fürth 1.990 Juden. 1945 waren es noch 20. Heinz Kissinger emigrierte mit seinen Eltern im August 1938 im letzten Moment nach Amerika.“ Elf Mitglieder der Familie Kissinger wurden während des Holocausts von den Nazis ermordet. „Das Trauma der Shoah“, erklärte Döpfner, „hat Kissinger nicht zu resignativer Verbitterung oder blankem Hass auf Deutschland geführt, sondern zu einem aktiven Leben des antitotalitären Engagements und der Versöhnung.“

1942, im Alter von 19 Jahren, wurde Kissinger in die U.S. Army eingezogen und landete fünf Monate nach dem D-Day mit der 84th Infantry Division in der Normandie. Kissinger kämpfte in Holland und

Belgien gegen die Nazis und war dabei, als das KZ-Außenlager Hannover-Ahlem befreit wurde. „Ich glaube“, ergänzt Döpfner, „drei Dinge haben seither Kissingers politischen Kompass konkret geprägt: Dankbarkeit gegenüber Amerika als einem Hort der Freiheit. Loyalität zu Israel als Hoffnung auf Sicherheit für das jüdische Volk. Und ein Interesse, ja eine besondere Liebe zu Deutschland. Letzteres ist ein Wunder.“

Kissinger machte in den USA erst eine akademische Karriere. 1969 holte ihn der republikanische Präsident Richard Nixon als Sicherheitsberater ins Weiße Haus. Später wurde er gleichzeitig Außenminister – und blieb dies auch unter Nixons Nachfolger Gerald Ford. Kissinger prägte die sogenannte Pendeldiplomatie – reiste zwischen Hauptstädten hin und her und verhandelte zwischen Konfliktparteien. Der Jubilar kam am späten Vormittag nach Fürth und besuchte zunächst, begleitet

von Oberbürgermeister Thomas Jung, das Grab seines Großvaters auf dem Neuen Jüdischen Friedhof. Dann ließ er sich vom OB zum Besuch des Fürther Fußballstadions überreden, das einer der Lieblingsorte des jungen Heinz Kissinger in seiner Jugend war. Beim anschließenden Festakt im Theater erinnerte er sich daran, wie er vor rund 90 Jahren zum ersten Mal das Theater besucht hatte, „weil mein Vater der Meinung war, dass der Besuch der Oper Fidelio wichtiger sei als im Ronhof ein Spiel der Spielvereinigung zu sehen.“

Vor den Reden der prominenten Geburtstagsgäste sang der Chor des Fürther Helene-Lange-Gymnasiums, dort war Kissingers Vater ein beliebter Lehrer, bevor ihn die Nazis aus dem Dienst warfen, das Lied „Ein Freund, ein guter Freund“. Danach ging es zum Staatsempfang im Innenhof des Rathauses. Und am Abend zurück aus der alten in die neue Heimat.



Henry Kissinger am Flughafen mit Oberbürgermeister Thomas Jung.

Grußwort zum Festakt im Stadttheater Fürth am 20. Juni 2023

Von Henry A. Kissinger

Vor beinahe neunzig Jahren besuchte ich erstmals das Fürther Stadttheater. Ich war damals zehn Jahre alt und mein Vater war der Meinung, dass der Besuch der Oper „Fidelio“ wichtiger sei, als auf dem Ronhof ein Spiel der Spielvereinigung Fürth zu sehen. Fünf Jahre später wanderte meine Familie nach Amerika aus, wo ich meinen Schulabschluss machte und später studierte. Die USA boten mir die Chance, auf vielen Ebenen am Aufbau einer freien

und demokratischen Weltordnung mitzuwirken – diese fünfundsiebzig Jahre haben mich sehr geprägt. Gleichzeitig war die Entwicklung einer Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und einem wiedererstandenen demokratischen Deutschland ein wesentlicher Teil dieses Lebens. Die Erinnerungen an meine Jugend haben mir durch schwierige Zeiten geholfen und mich in den konstruktiven Phasen meines Lebens inspiriert. Die Spaziergänge durch

die Wälder, die die Stadt umgeben, die Zeit in der Jüdischen Realschule und die Freundschaften, die trotz der äußeren Umstände Bestand hatten, haben mir geholfen, die Widrigkeiten des Lebens zu bewältigen. Der Heimat den Rücken zu kehren, war schmerzvoll, doch die Rückkehr nach dem Krieg in eine Gesellschaft, die sich dem Frieden, der Demokratie und dem Wohlstand verschrieben hatte, war erhebend.

Die Familie Kissinger erinnert sich gerne daran, wie glücklich und zufrieden etliche Generationen unserer Vorfahren hier lebten. Wir sind sehr stolz darauf, dass meine Wahlheimat und mein Geburtsland heute in der transatlantischen Allianz einander als unverzichtbare Partner verbunden sind. Zwischen meinem Bruder Walter, der mich siebenundneunzig Jahre durch mein Leben begleitete, und der Familie Kurz aus Fürth, die so viel zur Ausrichtung dieser Veranstaltung beigetragen hat, entwickelte sich eine enge Freundschaft. Drei seiner Kinder, Bill, Dana und Tom, sowie mein Sohn David und seine Frau Alex haben mich auf dieser Reise begleitet, um zu zeigen, wie wichtig ihnen die Geschichte ihrer Eltern ist.

Fürth ist durch alle Zeiten ein Teil unseres Lebens geblieben. 1975, vor knapp 50 Jahren, begleiteten meine Eltern mich nach Fürth, als ich mit der Goldenen Bürgermedaille der Stadt Fürth geehrt wurde. Mein Vater ergriff gänzlich unerwartet das Wort und drückte aus, was die Familie Kissinger in diesem Moment fühlte:

„Durch die Verleihung der Goldenen Bürgermedaille hat die Stadt Fürth zu erkennen gegeben, dass sie stolz ist auf unseren Sohn, der auch ihr Sohn, ein Sohn der Stadt Fürth ist. Es macht uns glücklich, dass unser Sohn zum internationalen Ansehen der Stadt beigetragen hat, die schon als Handels- und Industriestadt Weltgeltung hat. Es war bewegend für mich, in



Festakt im Stadttheater (v. li.): Mathias Döpfner, Wolfgang Ischinger, Wolfgang Schäuble, Henry Kissinger und OB Thomas Jung. Fotos (2): Stadt Fürth, Norbert Mittelsdorf

einem Brief einer Frau, die aus Fürth stammt und jetzt in einem Altersheim lebt, zu lesen: Fürth ist so bekannt geworden, dass ich so froh bin, nicht mehr Fürth bei Nürnberg zu schreiben, sondern nur Fürth. Möge die Stadt einer glücklichen Zukunft entgegengehen.“ Diesem Wunsch meines Vaters schließen

sich alle Kissingers an, die sich heute hier versammelt haben. Wir danken dem Chor des Gymnasiums, an dem mein Vater in den glücklichen Tagen seines Berufslebens unterrichtet hat. Als letzte Veranstaltung zu meinem einhundertsten Geburtstag rundet sie den Kreis meines eigenen Lebens harmonisch ab.

Rede von Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier zum 100. Geburtstag von Henry Kissinger am 20. Juni 2023 als Videobotschaft

Lieber Henry, ganz herzlich grüße ich Sie und Ihre Gratulanten in Fürth. Ich freue mich sehr, dass Sie Ihren hundertsten Geburtstag in Ihrem Geburtsland und in Ihrer Heimatstadt feiern. Und dass die Stadt Fürth für Sie ein Geburtstagsfest ausrichtet und Sie dafür den weiten Weg über den Atlantik auf sich genommen haben, das alles bewegt mich. Es zeigt Ihre tiefe Verbundenheit zu Ihrer Heimat, die Sie mit der unverkennbar fränkischen Färbung Ihrer amerikanisch englischen Sprache auch nie gezeugnet haben.

Diese bleibende Liebe zur Heimat ist ganz und gar nicht selbstverständlich; hat Sie doch die verbrecherische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik Nazideutschlands einst dazu veranlasst, es zu verlassen. Umso mehr freuen sich heute nicht nur die Fürther und Franken über Ihren Besuch – unser ganzes Land freut sich!

In den Vereinigten Staaten, die Ihnen Schutz und Lebensmöglichkeiten gewährten, haben Sie eine unvergleichliche Kar-

riere gemacht, in der Wissenschaft wie in der Politik. Sie sind zu einem der einflussreichsten Gestalter der Weltpolitik geworden. Und nicht nur in den Jahren, in denen Sie direkte politische Verantwortung getragen haben – unverändert in den vielen Jahrzehnten nach Ihren Regierungsjahren waren Sie in der Außenpolitik Ihres Landes und der internationalen Politik unterwegs.

Ihr kluger, pragmatischer Blick auf die Welt, Ihre historische Gelehrsamkeit und Ihre politische Weitsicht, Ihre Erfahrungen und Ihr Wissen haben viele Menschen immer wieder dazu gebracht, Ihren Rat zu suchen. Und dazu gehöre ich auch.

Gerade in diesen schweren, gefährlichen Zeiten ist die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten von Amerika für Deutschland von entscheidender Bedeutung. Diese Feier ist auch Ausdruck Ihres entschiedenen Einsatzes für unsere transatlantische Partnerschaft. Für dieses Engagement möchte ich Ihnen persönlich, auch im Namen meiner Landsleute, meine große

Anerkennung und meinen Dank aussprechen.

Diese sehr besondere Mischung aus Gelehrsamkeit und politischer Vernunft, die Sie in Person verkörpern, sucht ihresgleichen. Sie selber sind in Ihrem Leben wohl allen bedeutenden Staatsmännern und -frauen begegnet, Sie waren Zeuge großer historischer Ereignisse und haben nicht selten auch zu ihnen beigetragen.

Für ein ganz besonderes Ereignis sind Sie, Ihrem hohen Alter geschuldet, wahrscheinlich einer der letzten lebenden Zeitzeugen. Nämlich des Tages, an dem Ihr geliebter Heimatverein, die Spielvereinigung Fürth, zum letzten Mal deutscher Fußballmeister wurde. Ob Sie das als Sechsjähriger schon bewusst erlebt haben, weiß ich nicht, aber als großer, großer Fan werden Sie es im Gedächtnis haben.

Mit der Erinnerung daran und mit meinen besten Wünschen grüße ich Sie und alle Gäste in Fürth, die mit Ihnen feiern, und wünsche eine schöne, unvergessliche gemeinsame Zeit. Auf bald, lieber Henry!

Rede von Fürths Oberbürgermeister Thomas Jung

Sehr verehrter lieber Herr Dr. Kissinger, ich darf Sie heute zum vierten Mal als Oberbürgermeister in Ihrer Geburtsstadt Fürth begrüßen und erstmals habe ich Mühe, angemessene Worte zu finden. Schon bei unserer ersten Begegnung war ich sehr aufgeregt und voller Ehrfurcht, so einer bedeutenden Persönlichkeit überhaupt begegnen zu dürfen. Ein langjähriger US-Außenminister und Friedensnobelpreisträger, eine historische Persönlichkeit, die zurecht von vielen Medien als Jahrhundertmensch bezeichnet wird.

Heute sind Sie aus Anlass Ihres 100. Geburtstags in Fürth. Das ist uns eine außerordentliche Freude und besondere Ehre. Heute Morgen durfte ich Sie an für Sie besonders bedeutsame Orte, wie das Grab Ihres Großvaters auf dem Jüdischen Friedhof, begleiten und einmal mehr als unglaublich freundlichen und bescheidenen Menschen erleben, den auch Kleinigkeiten in der Entwicklung seiner Geburtsstadt interessieren.

2006, in Ihrem Büro in New York, habe ich die, im Übrigen auch von vielen Medien zitierten, beeindruckenden Bilder Ihrer Begegnungen mit allen großen Staatsmännern des 20. Jahrhunderts gesehen und gleichzeitig plauderten wir in diesem Büro über die aktuelle Tabellen-situation unserer Spielvereinigung.

Sie, lieber Herr Dr. Kissinger, verkörpern eine Persönlichkeit von weltweiter Bedeutung und Ausstrahlung mit tiefster fränkischer Verwurzelung in Fürth und Ihrem Fußballverein. Sie haben es vermocht, trotz des nicht verzeihlichen Un-

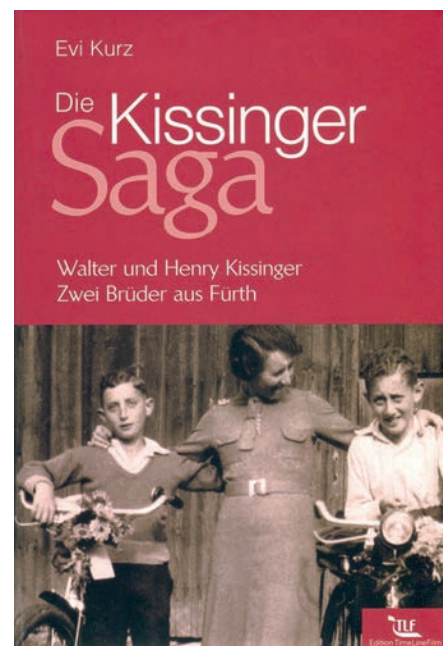
rechts, das Ihnen und Ihrer Familie zugefügt wurde, den Menschen hier in Fürth und den Menschen in Deutschland offen und herzlich die Hand zu reichen. Das erfüllt uns gleichzeitig mit tiefer Scham und großer Freude.

Ihr messerscharfer Intellekt und Ihre fundierten Analysen des aktuellen Weltgeschehens werden noch immer weltweit mit großem Interesse gehört. Die wenigsten wissen aber, dass dieser kluge und strategisch denkende Dr. Henry Kissinger zugleich viel Bescheidenheit, Bodenständigkeit, Humor und Herzlichkeit ausstrahlt. Fürth hat viele bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht, oft auch aus jüdischen Familien, um nur die Namen der Verlegerpersönlichkeit Leopold Ullstein, des Schriftstellers Jakob Wassermann oder von Julius Ochs, dessen Sohn Adolph die renommierte New York Times mitbegründete, zu nennen. Oder natürlich auch Ludwig Erhard als Vater des deutschen Wirtschaftswunders und Bundeskanzler zu erwähnen.

Aber Sie, sehr verehrter Dr. Kissinger, sind der Einzige, der auch international Bedeutung und Beachtung erreicht hat. Vom Flüchtlingskind zum Weltstar der Politik. Und dies über ein ganzes Jahrhundert, und ich bin sicher, viele gute Jahre werden da noch folgen. Wir freuen uns sehr mit Ihnen, und dass Sie die Mühen und Strapazen des Besuchs auf sich genommen haben, erfüllt uns mit großer Dankbarkeit.

Die Fürther danken Ihnen diese Verbundenheit zu Ihrer Geburtsstadt nach wie

vor mit viel Zuneigung und Herzlichkeit. Bei der Enthüllung einer Tafel an Ihrem Geburtshaus in der Mathildenstraße gab es spontan Applaus von Passanten und Anwohnern. Und beim letzten Heimspiel der Spielvereinigung in dieser Saison, einen Tag nach Ihrem Geburtstag, klatschten über 14 Tausend Fußballfans Beifall, als die Geburtstagsglückwünsche an den weltweit bekanntesten Fan auf der Anzeigetafel erschienen. Lieber, verehrter Herr Dr. Kissinger, wie schön, dass Sie heute hier sind – bleiben Sie weiterhin gesund und behütet.



Zwei Brüder aus Fürth

Mit ihrem Buch „Die Kissinger-Saga“ hat die Fürther Journalistin Evi Kurz ein spannendes Kapitel der berühmten jüdischen Familie Kissinger aus Fürth dokumentiert. „Die Kissingers sind seit Generationen im fränkischen Raum verwurzelt“, schreibt die Autorin. Der Leser bekommt viele interessante Informationen über die religiöse Familie. Schließlich konzentriert sich Evi Kurz aber auf die beiden Brüder Heinz Alfred, geboren am 27. Mai 1923 in der Mathildenstraße 23, und Walter Bernhard, geboren am 21. Juni 1924.

Die Journalistin konnte zu beiden Brüdern einen lebendigen Kontakt aufbauen und mit ihrer Arbeit bemerkenswerte Erkenntnisse festhalten. In ihrem Buch widmete sie der Suche nach Henry und Walter ein eigenes Kapitel.

Evi Kurz: Die Kissinger-Saga, Walter und Henry Kissinger, zwei Brüder aus Fürth, 247 Seiten, Edition TimeLineFilm, Fürth 2007, www.tlf-timelinefilm.de.



OB Thomas Jung präsentiert Ende Mai 2023 die neue Gedenktafel am Geburtshaus von Henry Kissinger in der Mathildenstraße. Foto: Stadt Fürth, Birgit Gaßner

Ehrenbürgerrecht für Dr. Josef Schuster: Moralische Instanz mit Tatkraft

Die höchste Auszeichnung der Stadt Würzburg, das Ehrenbürgerrecht, verlieh Oberbürgermeister Christian Schuchardt Ende Juni im Namen des Stadtrats in einem Festakt im Ratssaal des Würzburger Rathauses an Dr. Josef Schuster: „Er ist ein Glücksfall für unsere Stadt und unser Land.“ Als Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland genieße Dr. Schuster über Deutschland hinaus hohes Ansehen und zähle heute zu den bekanntesten Würzburger Persönlichkeiten.

In Würzburg ist er spätestens, seit er 1998 den Vorsitz der Jüdischen Gemeinde übernahm, der zentrale Akteur, mit dem wichtige Wegmarken des jüdischen Lebens verbunden sind. Die Gemeinde vervielfachte durch die Zuwanderung der Kontingenzflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion in wenigen Jahren ihre Zahl auf heute wieder über 1.000 Mitglieder. Diese enorme Integrationsleistung meisterte der Sohn von David Schuster erfolgreich und füllte somit die großen Fußstapfen seines Vaters aus, der die Familie, allen Nazimorden zum Trotz, 1956 aus Israel zurück nach Würzburg gebracht hatte und jahrzehntelang Vorsitzender der wiederbelebten Gemeinde blieb und als Motor der Aussöhnung unvergessen ist. 2006 beendete die Einweihung des Shalom Europa die drückende Raumnot der stark gewachsenen Gemeinde. Diese Begegnungsstätte, die das jüdische Leben und die lange Geschichte vor Ort repräsentiert, war Dr. Schuster eine Herzensangelegenheit, wie auch der am Hauptbahnhof realisierte DenkOrt Deportationen. Beides Orte mit Bedeutung über Unterfranken hinaus.

OB Schuchardt würdigte die zahlreichen Funktionen, Ämter und Engagements, die der Internist, der bis 2020 noch seine eigene Praxis weiterführte, mit Leben füllt. Jahrzehntlang engagierte er sich als Arzt ehrenamtlich auch beim Bayerischen Roten Kreuz und in der Wasserwacht und ist bis heute noch regelmäßig im Notarzdienst aktiv.

Die Erinnerung an die Shoa wachzuhalten und sicherzustellen, dass Politik und Zivilgesellschaft aus dem nationalsozialistischen Völkermord die notwendigen Lehren auch heute ziehen, sei Dr. Schuster das zentrale Anliegen, betonte Schuchardt in seiner Laudatio: „Sie sind aber mehr als nur ein Mahner und werden auch so wahrgenommen. Sie sind zentraler Repräsentant eines lebendigen Judentums in Deutschland, das beim Blick in die Geschichte seit langer Zeit das Land auf verschiedenste Weise geprägt hat.“ Schuchardt machte in seiner Laudatio

deutlich, dass Dr. Schuster seine stets sachliche, aber auch unmissverständliche Stimme generell bei Diskriminierungen oder Angriffen auf Minderheiten erhebt, keinesfalls nur im Kontext von Antisemitismus: „Das macht Sie zu einem besonders glaubwürdigen Anwalt eines pluralistischen und weltoffenen, toleranten und demokratischen Deutschlands.“

Vor vielen Festgästen aus der Politik, hohen Vertretern der Kirchen und Glaubensgemeinschaften und mit der Familie in der ersten Sitzreihe erklärte der neue Ehrenbürger, welche ambivalente Gefühle ihn an diesem Tag begleiteten. Einen Tag nach der Wahl eines Landrats, der einer zutiefst undemokratischen und antisemitischen Partei angehöre, sei er sehr besorgt, freue sich aber gleichzeitig, dass in Würzburg eine engagierte Bürgerschaft gegen den Besuch eines weiteren prominenten AfD-Politikers zum Gedenktag am Barbarossaplatz ein starkes Zeichen setzte.

In einem kurzen geschichtlichen Abriss machte er deutlich, dass die Wurzeln des jüdischen Lebens in Würzburg viele Jahrhunderte weiter zurückreichen als in die Zeit des Nationalsozialismus und der Shoa. Dieser komprimierte Rückblick zeigte, dass man nicht nur einmal in der Geschichte Würzburgs in schwierigen

Zeiten einen Sündenbock suchte und diesen, wie beispielsweise bei den Hep-Hep-Krawallen 1819 und früheren Pogromen, in der jüdischen Bevölkerungsminderheit fand. Die jüdische Geschichte zeige aber auch, dass man Gräben überwinden könne, dass die Religionen heute zu einem guten Miteinander gefunden haben. Nach seiner Rede erhoben sich die Gäste im Saal und bedachten den neuen Ehrenbürger mit viel Applaus. Dr. Schusters Ernennung zum Ehrenbürger ist die erste Auszeichnung seit Barbara Stamms Würdigung 2019. Aktuell hat neben ihm nur Rosemarie Ruppert diese höchste Auszeichnung inne.

Die Überreichung der Ehrenbürgerwürde wäre nicht komplett ohne eine Reihe von besonderen Ritualen: So trug sich Dr. Schuster mit den Worten „Meiner Heimatstadt mit Dank für die erwiesene große Ehre“ in das Goldene Buch der Stadt Würzburg ein. Anschließend folgte der Ehrentrunk aus dem Riemenschneider-Becher: eine besondere Riesling-Auslese von 2018. Die musikalische Umrahmung des Abends besorgte Catharina Mothes mit Harfenstücken von Johann Ladislaus Dussek, Georg Friedrich Händel und Marcel Georges Lucien Grandjany. Im Foyer ging der Abend bei einem Stehempfang zu Ende.

pm-ber



Eintrag ins Goldene Buch der Stadt. Hinter Josef Schuster (v.li.) Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg, Oberbürgermeister Christian Schuchardt und Bürgermeister Martin Heilig.

Fotos: Georg Wagenbrenner

Laudatio von Oberbürgermeister Christian Schuchardt zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Dr. Josef Schuster am 26. Juni 2023

Sehr geehrter Herr Dr. Schuster,

Sie sagten mir am Telefon, Sie freuten sich über die Ehrung, die der Grund unseres heutigen Zusammenkommens ist, wüssten aber nicht wirklich, womit Sie diese Ehre verdient hätten. Insoweit haben Sie meine Aufgabe heute Abend exakt definiert.

In der griechischen Rhetorik sind Redegattungen in drei Kategorien eingeteilt: Zum einen die Rede, in der man in einer Volksversammlung für oder gegen einen Streitgegenstand spricht. Zum anderen die klassische anklagende oder verteidigende Gerichtsrede. Und zum Dritten die klassische Festtags- oder Lobrede. Damit wirbt der Redner für eine bestimmte sittliche Gesinnung, indem er einen Charakter lobt oder auch tadelt und aufzeigt, wieso etwas richtig oder gut ist. Gleichzeitig ist es Aufgabe dieser Rede, das Überzeugende profunde darzulegen, das jeder Sache innewohnt. Verehrter Herr Dr. Schuster, die Richtung ist damit vorgegeben.

Sehr geehrte Damen und Herren,

Dr. Josef Schuster ist einer der national und international bekanntesten Bürger unserer Stadt, ein Mann oder vielmehr ein Herr, der sich durch sein herausragendes Engagement auf der lokalen, der Landes- und der Bundesebene außerordentliche Verdienste um unser Gemeinwesen erworben hat, die ich in diesem Rahmen würdigen möchte.

Josef Schuster stammt aus einer alteingesessenen jüdisch-fränkischen Familie. Geboren wurde er 1954 in Haifa in Israel, wohin seine Eltern 1938 vor den Nationalsozialisten geflohen waren. Die Mutter seines Großvaters väterlicherseits und deren Eltern wurden danach im Konzentrationslager Auschwitz ermordet. Trotzdem kehrte die Familie 1956 aus Israel nach Würzburg zurück und ließ sich in Würzburg nieder.

Der Vater David Schuster baute die Israelitische Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken wieder auf und leitete sie von 1958 bis 1996 als deren Vorsitzender. Als die prägende Persönlichkeit und Motor der Aussöhnung mit der nichtjüdischen Bevölkerung ist er uns unvergessen. In diesem Kontext wuchs der zu Ehrende auf. Josef Schuster studierte Medizin in Würzburg und war hier bis 2020 als Internist mit eigener Praxis tätig. Jahrzehntlang engagierte er sich als Arzt ehrenamtlich auch beim Bayerischen Roten Kreuz und in der Wasserwacht und ist bis heute noch regelmäßig im Notarzdienst aktiv.

1998 übernahm Josef Schuster den Vorsitz der hiesigen jüdischen Gemeinde. Bei der erfolgreichen Integration der sog. Kontingenzflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion leistete er Außerordentliches. Durch die Zuwanderung wuchs die jüdische Gemeinde in Würzburg von 200 wieder auf über 1.000 Mitglieder. Intensiv setzte er sich auch für den Bau des neuen jüdischen Kultur- und Gemeindezentrums Shalom Europa ein, das 2006 eingeweiht werden konnte. Es ist mitunter auch sein Werk. Shalom Europa hat nicht nur die drückende Raumnot der Gemeinde behoben. Es ist zudem ein Schaufenster einstigen und heutigen jüdischen Lebens in unserer Stadt und Region und ein Ort der Begegnung und des Austausches zwischen Juden und Nichtjuden mit großer Strahlkraft.

„Shalom Europa“: Frieden, Wohlergehen für Europa als Begrüßungsformel für die Neuankömmlinge in der Gemeinde, aber auch als Wunsch und Forderung an das Land und den Kontinent!

Ebenfalls 1998 wurde Josef Schuster auch Vizepräsident und ist seit 2002 Präsident des Landesverbandes Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern. Bereits 1999 wurde er in das Präsidium des Zentralrates der Juden in Deutschland gewählt. Ab 2010 war er Vizepräsident des Zentralrates und seit 2014 ist er als dessen Präsident der oberste Repräsentant von rund 100.000 deutschen Jüdinnen und Juden und zugleich Vizepräsident des European Jewish Congress und des World Jewish Congress. Zusätzlich war er zeitweise Mitglied der Bioethik-Kommission der Bayerischen Staatsregierung sowie der Zentralen Ethik-Kommission der Bundesärztekammer und seit 2020 gehört er dem Deutschen Ethikrat an. Bei alledem blieb er seiner fränkischen Heimat verbunden und durch und durch Würzburger und Franke. Nach diesen funktionalen Meriten kommen wir nun zu den Inhalten und dem Menschen.

Das Shalom ist ein wunderbarer Ort geworden. Ich erinnere mich auch noch sehr wohl an unsere ersten Begegnungen, als wir bei verbesserter Haushaltslage eine Nachförderung über das Lauder Choref Center vereinbarten oder als wir die Vereinbarung über die dringend notwendige Erweiterung des israelitischen Friedhofs besprochen haben und ich mit der Formulierung „auf immer und ewig“ um die Ecke kam. Dies waren Begegnungen entre nous.

Genauso verhielt es sich aber auch bei der Schaffung unseres Gedenkortes am Haupt-

bahnhof. Immer ermöglichten Sie die Teilnahme und arbeiteten pragmatisch mit durch die vielen Volten der Erzählung im Hinblick auf Ort und Gestalt. Und wahrlich ist ein DenkOrt entstanden, der vom Ansatz her sicherlich als ein sehr gelungener und mittlerweile ausgezeichnete Ort bezeichnet werden kann, eben mehr als ein Denkmal.

Diese Art der Herangehensweise in Ihrer Offenheit, aber auch Klarheit empfinde ich als bewundernswert. Ich denke da an Ihre Rede nur 42 Stunden nach der Messerattacke 2021 am Barbarossaplatz, in der Sie trotz des für Sie ungewöhnlichen, aber am Ende passenden Hintergrundbildes zum Zusammenhalt aufriefen. Dass wir dies in Würzburg mit den christlichen Kirchen, dem Vertreter der muslimischen Gemeinde so spontan hinbekamen, war ein starkes Zeichen, das Sie und die Stadt ausgesendet haben. Diese engagierte Bereitschaft, Zeichen zu setzen, zeichnet Sie aus, so meine persönliche Erfahrung.

Die Erinnerung an die Shoa wachzuhalten und sicherzustellen, dass Politik und Zivilgesellschaft aus dem nationalsozialistischen Völkermord die notwendigen Lehren auch heute ziehen, ist Ihnen das zentrale Anliegen. Dabei beschränken Sie sich eben nicht darauf, jüdenfeindliche Übergriffe anzuprangern. Vielmehr erheben Sie Ihre Stimme auch dann, wenn andere Minderheiten verbal oder mit Gewalt angegriffen werden.

Das macht Sie zu einem besonders glaubwürdigen Anwalt eines pluralistischen und weltoffenen, toleranten und demokratischen Deutschlands. Sie sind mutiger und unermüdlicher Mahner gegen alle Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und ein entschiedener Verteidiger von Menschenwürde, offener Gesellschaft und freiheitlicher Demokratie gegen ihre populistischen Verächter und extremistischen Feinde.

Sie sind aber mehr als nur ein Mahner und werden auch so wahrgenommen. Sie sind zentraler Repräsentant eines lebendigen Judentums in Deutschland, das beim Blick in die Geschichte seit langer Zeit das Land auf verschiedenste Weise geprägt hat. An diese Kontinuität, an dieses Selbstverständnis knüpfen Sie nach den Gräueln des 20. Jahrhunderts an. Die Vielfalt jüdischen Lebens einst, aber auch heute für möglichst viele Menschen erlebbar zu machen, ist Ihnen ein echtes Herzensanliegen – auch weil Sie überzeugt sind: Wer weiß, wie Juden glauben, feiern und leben, der ist eher gefeit gegen antisemitische Vorurteile und Verschwörungstheorien. Ihr Amt als Präsident des

Zentralrats haben Sie daher von Anfang an genutzt, um das Kennenlernen, die Begegnung und den Austausch nachdrücklich zu fördern.

Ich denke da etwa an die erfolgreiche Zusammenarbeit mit der Kultusministerkonferenz, die darauf abzielt, dass jüdische Geschichte und jüdisches Leben im Schulunterricht eben nicht nur ausschließlich im Zusammenhang mit der Verfolgung in der NS-Zeit thematisiert wird. Weitere Beispiele sind so erfolgreiche Projekte wie das Jugendfestival „Jewrovision“ oder „Meet a Jew“, das Jugendlichen die Begegnung mit gleichaltrigen Jüdinnen und Juden, die aus ihrem Alltag erzählen, ermöglicht. Es sind solche Projekte, mit denen erreicht wird, dass jüdisches Leben als Normalität, als Bereicherung und als integraler Teil unserer Gesellschaft wahrgenommen wird.

Nach der funktionalen und inhaltlichen Ebene geht es in meiner Laudatio nun um die zusammenführende Würdigung:

Josef Schuster hat sich um das gesellschaftliche Miteinander in unserem Land wie in unserer Stadt große Verdienste erworben. Beharrlich setzt er sich für eine von gegenseitigem Respekt bestimmte Debattenkultur ein und leistet mit seinem eigenen Reden und Tun einen bedeutenden Beitrag zu Verständigung und Versöhnung. Dabei kommt ihm seine ausgeprägte Dialogfähigkeit zugute, die es ihm leicht zu machen scheint, Brücken zu seinen Gesprächspartnern zu spannen. Und bei seinen öffentlichen Stellungnahmen äußert er sich zwar unmissverständlich, bleibt dabei aber stets ruhig und sachlich – ohne schönzureden, noch zu übersteuern, entsprechend des gesellschaftlichen Befundes, wie er ihn sieht. Dies macht auch – wenn ich überhaupt berufen bin, dies so zu sagen – sein politisches Gewicht aus. Und diese Art wird vielfach bewundert und geschätzt.

Josef Schuster fordert dabei konsequent ein, was selbstverständlich sein müsste: dass Jüdinnen und Juden in Deutschland sicher und ohne Angst leben können. Und völlig zu Recht wendet er sich dagegen, die Geschichte der Juden in Deutschland auf die Opferrolle zu reduzieren. Immer wieder weist er auf die bedeutenden Beiträge hin, die jüdische Bürgerinnen und Bürger insbesondere auf kulturellem und wissenschaftlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet geleistet haben.

Josef Schuster ist eine moralische Instanz. Seine Stimme wird deutschlandweit und auch weit über Deutschland hinaus gehört und beachtet. Dass dann immer wieder auch Würzburg genannt wird, steigert die Bekanntheit und mehrt das Ansehen unserer Stadt. Hinzu kommt, dass

Josef Schuster seine Heimatstadt gerne Journalisten aus ganz Deutschland zeigt und ihr vielfältig ehrenamtlich verbunden ist. Wir Würzburgerinnen und Würzburger wiederum sind stolz, dass er einer von uns ist.

Ich selbst habe Josef Schuster wie geschildert – und das geht zweifelsohne jedem im Saal so – als freundlichen und hilfsbereiten Menschen kennengelernt, der um seine Person kein großes Aufheben macht. Und ich bin ihm sehr dankbar für viele anregende Gespräche, für so manchen guten Rat und für die enge und fruchtbare Zusammenarbeit insbesondere bei der Pflege und Weiterentwicklung unserer Erinnerungskultur.

Dementsprechend hat er sich auch persönlich äußerst engagiert eingebracht, damit das Jubiläum „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, das 2021 begangen wurde, ein Erfolg wurde, auch hier in Würzburg. Und als sich in diesem Frühjahr in Köln der Verein „Jüdisches Leben in Europa“ konstituierte, dessen primäres Ziel es ist, öffentlichkeitswirksam ein positives Bild des europäischen Judentums zu vermitteln, gehörte er, zusammen mit dem Vorsitzenden der Katholischen Bischofskonferenz und der Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche, zu den prominenten Gründungsmitgliedern. Sein besonderer Einsatz gilt ebenso dem konstruktiven Dialog der Religionen. Wie er als Vorsitzender der hiesigen jüdischen Gemeinde die jüdisch-christliche Zusammenarbeit unterstützt, so steht er als Zentralratspräsident in regelmäßigem Kontakt mit den Spitzen der katholischen und evangelischen Kirche. Zudem hat der Zentralrat unter seiner Ägide unter dem Titel „Shalom aleikum“ auch den jüdisch-islamischen Dialog angeschoben. Und die Errichtung der Jüdischen Akademie in Frankfurt als Ort eines europaweiten intellektuellen Austausches zwischen den

Religionsgemeinschaften treibt er ebenfalls entschieden voran.

Josef Schuster hat sich in Politik und Zivilgesellschaft unseres Landes hohes Ansehen erworben. Als besonnener Sachwalter jüdischer Interessen hat er einen großen Beitrag zur Wiederverwurzelung der jüdischen Gemeinschaft in unserem Land geleistet. Und als entschiedener Verteidiger der humanen und demokratischen Werte, auf denen unser Zusammenleben beruht, hat er sich um unser Gemeinwesen in hohem Maße verdient gemacht. Und das nicht nur in der weiten Welt, sondern immer wieder auch hier vor Ort in unserem Würzburg.

Josef Schuster ist ein Glücksfall für unsere Stadt und unser Land. Für seine außerordentlichen Verdienste hat er bereits zahlreiche und bedeutende Auszeichnungen erhalten, darunter die Bayerische Verfassungsmedaille, den Bayerischen Verdienstorden und das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Sogenannter Tadel war nun in dieser Lobrede, der dritten Form des klassischen Redetypus nach Aristoteles, nicht dabei, sondern es blieb bei der Lobrede. In diesem Sinne hat der Würzburger Stadtrat am 16. Februar 2023 beschlossen, Ihnen das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Es ist die höchste Auszeichnung, die wir als Stadt zu vergeben haben. Sie ist Persönlichkeiten vorbehalten, die sich mit hervorragenden Leistungen um die Stadt Würzburg verdient gemacht und ihr Ansehen gemehrt haben.

Sie, sehr geehrter Herr Dr. Schuster, Sie erfüllen diese Voraussetzung in geradezu exemplarischer Weise und ich bin dankbar, dass Sie mit Ihrer Familie heute bei uns sind. Daher ist mir eine große Ehre und ganz besondere Freude, Ihnen jetzt die Urkunde zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts überreichen zu dürfen.



Im Würzburger Rathaus, Dr. Schuster mit seiner Familie und Gästen. Am Rednerpult Oberbürgermeister Christian Schuchardt. Foto: Georg Wagenbrenner

Tuchmann verschwindet

Bis in die 1930er Jahre blieb das Grammophon das bedeutendste mechanische Abspielgerät für Musik jeden Stils und Geschmacks. Zum Abspielen der Schallplatten wurden Nadeln benötigt, wie sie auch im Drei-S-Werk in Schwabach hergestellt wurden. Die Fabrik war international bekannt und genoss hohes Ansehen. Inhaber und Geschäftsführer war Walter Tuchmann. Er galt als bedeutender Bürger und Arbeitgeber im Schwabach seiner Zeit. Als er 1937 mit seiner nichtjüdischen Frau Elise überstürzt aus Nazi-Deutschland fliehen musste, verlor er das Drei-S-Werk und damit auch seine Existenz. Mit Tuchmanns plötzlichem Verschwinden verschwand auch die Erinnerung an ihn.

Ausstellungskuratorin Marina Heller recherchierte mehr als ein Jahr neue Erkenntnisse über Herkunft, Leben und Schicksal der Familie Tuchmann. Noch bis zum 7. Januar 2024 präsentiert das Jüdische Museum Franken in Schwabach mit der Ausstellung „Tuchmann verschwindet – Leben und Schicksal eines Schwabacher Fabrikanten“ bisher unbekanntes Material zu Tuchmanns Leben im Exil sowie noch nie gezeigte Fotografien, persönliche Dokumente und Objekte aus dem Drei-S-Werk. Walter Tuchmann wurde 1891 als Sohn des Großhopfenhändlers Kommerzienrat



Walter Tuchmann

Foto: Firmenarchiv Drei-S-Werk

Max Philipp Tuchmann in Nürnberg geboren. Als dieser 1913 Alleininhaber der Grammophonnadelfabrik in Schwabach wurde, setzte er seinen Sohn Walter als Geschäftsführer ein. Nach seinem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg übernahm Walter das Ruder in der Fabrik. Im Oktober 1921 heirateten Walter und Elise und zogen nach Schwabach in die Wohnung des Hauptgebäudes der Grammophonnadelfabrik. 1922 verkaufte Tuchmann seine berühmten Abspielinstrumente in

der ganzen Welt. Das Werk zählte fast 150 Beschäftigte. Zum 75. Jubiläum 1925 richtete Tuchmann mit großer Presse- und Resonanz Feierlichkeiten in Schwabach und Nürnberg aus. Glückwünsche und Geschenke trafen aus ganz Deutschland ein. 1930 wurde Walter Tuchmann aufgrund seiner unternehmerischen Leistungen zum Honorarkonsul von Honduras ernannt.

Zu Beginn der NS-Diktatur änderte sich die Lage auch für die Tuchmanns dramatisch. Mit seiner Frau Elise floh er 1937 überstürzt nach Prag. Von dort hoffte er, seine Geschäfte weiter leiten zu können. Die drohende Beschlagnahmung seiner Fabrik durch die Nationalsozialisten zwang ihn, das Drei-S-Werk unter Wert zu verkaufen. 1939 mussten die Tuchmanns erneut fliehen. Nach einer einjährigen Odyssee durch Mittel- und Nordamerika endete ihre Reise in Mexiko. Die gesundheitlich schwer angeschlagenen Tuchmanns konnten sich dort keine neue Zukunft aufzubauen. Am 29. März 1942, einen Tag nach seinem 51. Geburtstag, starb Walter Tuchmann an den Folgen eines Schlaganfalls, Elise starb ein Jahr später. Ihre Geschichte steht exemplarisch für das Schicksal vieler jüdischer Familien.

www.juedisches-museum.org

40 Jahre jüdisches Kulturzentrum München

MÜNCHEN. Mit ihren Kooperationspartnern, Weggefährten, Freunden und natürlich auch mit Gemeindepräsidentin Charlotte Knobloch feierte Ellen Presser Ende Juni im Innenhof des Münchner Gemeindezentrums das Jubiläum ihrer angesehenen kulturellen Institution. Hier begrüßte sie in den letzten vier Jahrzehnten den israelischen Schriftsteller Amos Oz, den Autoren Michel Bergmann und den früheren Israel-Korrespondenten Richard Schneider, aber auch die witzige amerikanische Sex-Talkerin Ruth Westheimer und ganz viele andere Größen der Jüdischen Kultur und Geschichte.

„Dass unsere Gemeinde diese großartigen Erfolge vor allem Ihnen verdankt, liebe Ellen Presser, ist dabei so offensichtlich, dass man es kaum aussprechen muss“, erklärte Charlotte Knobloch in ihrer Würdigung der langjährigen und prägenden Leiterin des Jüdischen Kulturzentrums. „Liebe Frau Presser“, ergänzte Knobloch, man sei versucht, von diesem Kulturzentrum als „Ihrem Baby zu sprechen“. Ellen Presser bedankte sich bei ihrer Familie, den Kollegen und ganz vielen Weggefährten, und sie beschrieb die Anfänge und die Entwicklung des Kulturzentrums.

„Als wir 1983 im sogenannten Gartenhaus im Innenhof der Prinzregenten-

straße 91 begonnen haben, haben wir ein Nischenprogramm für ein Nischenpublikum angeboten; die Gäste kamen buchstäblich in den Hinterhof. Heute können wir mitten in der Altstadt Veranstaltungen anbieten, die Hunderte Menschen anziehen. Man muss sich schon hin und

wieder kneifen, um wirklich glauben zu können, wie weit wir in dieser Zeit gekommen sind.“

Das Kulturzentrum der IKG München wurde im Februar 1983 als „Jugend- und Kulturzentrum“ eröffnet und hatte seinen Sitz zunächst im Gartenhaus im Innenhof der Prinzregentenstraße 91. Die Veranstaltungen richteten sich von Anfang an ausdrücklich an jüdische und nichtjüdische Interessenten und wurden in der Prinzregentenstraße oder, bei großem Publikumsandrang, im damaligen Gemeindezentrum der IKG in der Reichenbachstraße 27 abgehalten. Mit Eröffnung des Jüdischen Zentrums auf dem St.-Jakobs-Platz im März 2007 wurden die Gemeindeinstitutionen am neuen Standort im Herzen der Altstadt zusammengeführt. Veranstaltungen des Kulturzentrums finden seither in der Regel im repräsentativen Hubert-Burda-Saal des neuen Gemeindezentrums statt.

Das Kulturzentrum organisiert seit seiner Gründung regelmäßig Lesungen, Konzerte, Podiumsveranstaltungen und Filmvorführungen. Seit dem Umzug 2007 finden außerdem jährlich die „Jüdischen Kulturtag am Jakobsplatz“ sowie seit 2009 die „Jüdischen Filmtage“ statt.

Benno Reicher



Die Torte zum Jubiläum.

Fotos: IKG München / Astrid Schmidhuber

Rede von Dr. Charlotte Knobloch, Präsidentin der IKG München, zur 40-Jahr-Feier des Kulturzentrums der Münchner Gemeinde

Die Prinzregentenstraße 91 ist ein ansprechendes Gebäude-Ensemble mit gut erhaltener Gründerzeit-Fassade. Damit fällt das Haus im Umfeld des Prinzregentenplatzes nicht groß auf, und wahrscheinlich wissen selbst viele Anwohner nicht, dass dort ein Stück Münchner jüdischer Kulturgeschichte geschrieben wurde. Vor vierzig Jahren, im Februar 1983, wurde im Gartenhaus eine neue Einrichtung der Kultusgemeinde begründet: Das „Jugend- und Kulturzentrum“. Das geflügelte Wort von den „bescheidenen Anfängen“ passt hier wirklich perfekt.

Die neue Abteilung, die Jugend und Kultur im Aktivitäts-Portfolio der IKG stärker betonen und fördern sollte, begann ihre Existenz als kleiner Spross einer damals noch sehr zarten Pflanze.

Die Kultusgemeinde war unter ihrem Präsidenten Hans Lamm zur damaligen Zeit in ihren Kapazitäten deutlich eingeschränkter als heute. Das Ende von Krieg und Holocaust lag 1983 weniger lange zurück als die Eröffnung des Kulturzentrums von damals bis heute. Die Siebzigerjahre, ein Jahrzehnt von Terror gegen israelische und jüdische Einrichtungen auch hier in München, waren gerade erst zu Ende gegangen, und die Auswanderung hatte angezogen. Die IKG war eine kleine Gemeinde. Immer offener wurde damals diskutiert, welche Zukunft das Judentum hierzulande überhaupt noch hatte. Ich selbst, damals gerade erst in den Vorstand aufgerückt, war mir in dieser Frage nicht sicher.

Aber: Es war auch eine Zeit des erwachenden Interesses der Mehrheitsgesellschaft und damit einer ersten Vorform des heutigen Miteinanders. Eine Generation nach dem Untergang des NS-Staates stieg die Zahl der nichtjüdischen Menschen deutlich, die sich für jüdische Themen begeisterten und die mehr über die Vergangenheit und die Gegenwart jüdischen Lebens in Deutschland erfahren wollten. Die kleine jüdische Welt reagierte darauf: Mit einer ersten, noch zögerlich ausgestreckten Hand.

Eigentlich wäre es angezeigt, dass wir Ihnen hier die vollständige Geschichte unseres Kulturzentrums von der Gründung bis zum heutigen Tag darlegen, mit allen großartigen Meilensteinen und Höhepunkten. Mit hochkarätigen Besuchen, mit klugen Podien, mit anregenden Vorträgen. Aber selbst eine Gemeindepräsidentin, die vom ersten Tag an alles aus nächster Nähe mitbekommen hat, könnte diese Entwicklung niemals so darstellen wie die eine Person, die sie mit eigener Hände Arbeit über vier Jahrzehnte geprägt hat.

Liebe Frau Presser, man ist versucht, von diesem Kulturzentrum als Ihrem „Baby“ zu sprechen – aber dieses Baby hat in Wahrheit längst das Erwachsenenalter erreicht. Es ist dem Gartenhaus in der Prinzregentenstraße entwachsen. Seit 2007 belegt es Räumlichkeiten in diesem Gemeindezentrum, die seiner Bedeutungsgröße angemessen sind. Seinem Programm haftet längst keine Zurückhaltung mehr an, statt gelegentlichen Angeboten für ein Nischenpublikum lädt das Kulturzentrum heute regelmäßig zu Groß-Events mit Breitenwirkung. Die hellsten Sterne des jüdischen Himmels waren hier zu Gast: Stefan Heym, Wolf Biermann, Michel Friedman, Amos Oz, Alan Dershowitz, Ruth Westheimer, Doron Rabinovici, Shalom Ben Chorin, Ignatz Bubis – und viele, viele andere mehr. Was als Programmkinofilm angefangen hat, ist also längst zur Plattform für Blockbuster geworden. Dabei hat sich das Kulturzentrum bei allen Umwälzungen seinen eigenen, ursprünglichen Charme immer bewahrt.

Dass unsere Gemeinde diese großartigen Erfolge vor allem Ihnen verdankt, liebe Ellen Presser, ist dabei so offensichtlich, dass man es kaum aussprechen muss. Die Art und Weise, wie Sie Ihr Leben – und weiß Gott nicht nur das Arbeitsleben – der Verbreitung der jüdischen Kultur widmen; dazu Ihr unerreichtes Wissen und Ihr Status als wandelnde Enzyklopädie, Ihre Energie und Beharrlichkeit, Ihre Aufmerksamkeit für jedes noch so kleine Detail und Ihre archivalische Hingabe für die Geschichte und Gegenwart dieser Gemeinde: Das alles macht Sie zu einer Institution in der Institution.

Ohne Sie wäre eine Vierzigjahrfeier für dieses Kulturzentrum nur eine Fata Mor-

gana geblieben. Mit Ihnen konnte der Samen, der im Februar vor 40 Jahren eingepflanzt wurde, zu dem stolzen Baum heranwachsen, unter dem wir uns heute metaphorisch versammeln. Der Dank der Kultusgemeinde, der ganzen Stadtgesellschaft und von mir persönlich ist Ihnen dafür sicher – so wie bereits seit Jahrzehnten.

In gewisser Weise ähnelt die Lage heute auch durchaus der des Jahres 1983. Sicher: Die Gemeinde und ihre Räumlichkeiten sind größer, und von Hinterhöfen und Untergeschossen ist das Kulturzentrum heute weit entfernt. Aber wir leben noch immer – oder wieder – in einer Epoche, da die Neugier auf das Jüdische zunimmt und in der mehr und mehr Menschen bereit sind, ihr Wissen über diese Themen zu erweitern. Ich weiß: Diesen Menschen wird das Kulturzentrum auch in Zukunft der Leitstern bleiben, zu dem es vor langer Zeit geworden ist. Und als Präsidentin der Kultusgemeinde bin ich darauf unendlich stolz.

Frau Presser und ihr Team arbeiten so, dass sie die bekannten Worte von Martin Buber mit Leben erfüllen. Ich zitiere:

„Ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört, an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus. Ich habe keine Lehre – aber ich führe ein Gespräch.“

Liebe Frau Presser, zum Jubiläum wünsche ich deshalb nicht einfach alles Gute. Ich wünsche Ihnen und uns allen das, was es eigentlich braucht: Weiterhin viele Gespräche!

Alles Gute, Kol Hakawod und bleiben Sie, wie Sie sind!



Gemeinde-Präsidentin Charlotte Knobloch.

Fotos: IKG München / Astrid Schmidhuber

Jubiläum: 75 Jahre Israel

MÜNCHEN. Servus Israel, Schalom Bayern! Unter diesem Motto ist das 75-jährige Gründungsjubiläum des Staates Israel Anfang Mai im Bayerischen Landtag gefeiert worden. Mehr als 500 Gäste kamen zum Freundschaftstag und diskutierten unter anderem über das deutsch-israelische Verhältnis und die jeweiligen Perspektiven darauf, die Möglichkeiten von Jugendbegegnungen und die aktuelle Start-Up-Kultur in Israel. Ziel der Veranstaltung in Kooperation mit dem israelischen Generalkonsulat war es, die Zusammenarbeit zwischen Israel und Bayern weiter zu vertiefen.

In ihrer Eröffnungsrede betonte Landtagspräsidentin Ilse Aigner die Verbundenheit mit Israel, gerade auch aktuell. Einige Personalien, Äußerungen und Teile der geplanten Justizreform „irritieren mich“, so Aigner: „Ich sehe das äußerst kritisch, weil auch eine stabile Demokratie sehr schnell Schaden nehmen kann. Aber auch diese Regierung ändert nichts daran, dass ich eine Freundin von Israel bin und bleibe! Ich bin eine Freundin der Menschen in Israel.“ Und diese zeigten bei den anhaltenden Demonstrationen, wie lebendig die israelische Demokratie sei. „Die Existenz Israels ist für mich, den Bayerischen Landtag, die Bayerische Staatsregierung und alle deutschen Regierungen unantastbar!“ Sie stelle sich daher deutlich „gegen jeden, der auf „Israelkritik“ beharrt und in Wahrheit unter diesem Deckmantel nur uralte anti-jüdische Ressentiments kultiviert und gegen jeden, der Israel dämonisiert, delegitimiert oder mit doppelten Standards verurteilt. Dieser Antizionismus ist nichts weiter als Antisemitismus.“

Die Generalkonsulin des Staates Israel, Carmela Shamir, betonte die Bedeutung von Formaten, die junge Israelis und Deutsche zusammenbringen. Nur das gegenseitige Verständnis helfe am Ende gegen Konflikte. „Wir brauchen Empathie – und Frieden.“ Eindrucksvoll schilderte der deutsch-persisch-israelische Politologe und Publizist Arye Sharuz Shalimar seinen Lebensweg „vom ehemaligen Berliner Gangster zum israelischen Regierungsbeamten“, der mit 22 Jahren von Deutschland nach Israel ausgewanderte. Durch die Kenntnis beider Kulturen sei ihm bewusst geworden, wie sehr der Holocaust beide Länder in gegensätzlicher Weise prägte: „Während Deutschland ‚nie wieder Täter‘ sein möchte, gilt in Israel: ‚nie wieder Opfer!‘ – und daraus ergibt sich ein ganz anderes Verhältnis zu Staat, Militär und vielen anderen Dingen. Das ist gegenläufig, aber das Verständnis der beiden Perspektiven hilft.“

Zum dritten Mal feierten bayerischer Landtag und israelisches Generalkonsulat den

Jom Haazmaut, Israels Unabhängigkeitstag. Die ganztägige Großveranstaltung im Maximilianeum mit prominenten Gästen wollte auch das israelische Lebensgefühl vermitteln. Das Programm bot vor allem für die junge Generation Einblicke in die israelische Geschichte und Kultur. So führten nach der Begrüßung der Gäste durch Landtagspräsidentin Ilse Aigner unter anderem Professor Michael Brenner und Julia Treindl vom Lehrstuhl für Jüdi-

sche Geschichte und Kultur der LMU München einen Workshop mit Diskussionsrunde zum Thema „Wer sind die Israelis?“ durch. Am Nachmittag erörterten Experten in vier Gesprächsforen zu den Themen Bildungsk Kooperationen, Innovationen, Kultur und Partnerschaften die Möglichkeiten zur intensiveren Zusammenarbeit. In der abschließenden Podiumsdiskussion diskutierten Experten „Deutschlands Sicht auf Israel – und umgekehrt.“ *pm-bere*



Von links: Carmela Shamir, israelische Generalkonsulin, Landtags-Vizepräsident Karl Freller und Zentralratspräsident Josef Schuster. Foto: Bayerischer Landtag

Schalom Carmela Shamir

MÜNCHEN. Vor zwei Jahren war sie angetreten, nun hat Carmela Shamir München wieder verlassen. Zu ihrem Abschiedsbesuch bei Landtagspräsidentin Ilse Aigner kam die scheidende israelische Generalkonsulin Anfang Juli in den Landtag. „Sie sind eine wahre Freundin Israels. Ihre Tür stand mir immer offen“, bedankt sich die israelische Generalkonsulin bei der Landtagspräsidentin. Nach zwei Jahren hat sie München aus familiären Gründen wieder in Richtung Israel verlassen, nicht ohne die bayerisch-israelische Freundschaft zu loben. So sei der bayerisch-israelische

Freundschaftstag im Mai ein besonderer Höhepunkt ihrer Zeit in Deutschland gewesen, erklärte Shamir. Ihre Nachfolge werde das außerordentlich gute Verhältnis nun fortsetzen können, zumal das Generalkonsulat aufgrund der erfolgreichen Arbeit in München mit einem weiteren Diplomaten verstärkt werde. Landtagspräsidentin Ilse Aigner betonte: „Die bayerisch-israelischen und die deutsch-israelischen Beziehungen sind absolut zentral für uns. Wir werden auch weiterhin alles tun, um gegen Antisemitismus bei uns zu kämpfen.“



Die israelische Generalkonsulin Carmela Shamir (links) verabschiedet sich von Landtagspräsidentin Ilse Aigner. Foto: Bayerischer Landtag

Frankreichs Juden gegen israelische Regierung

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Es geschieht zwar nicht zum ersten Mal in der jüngeren Geschichte, dass jüdische Bewegungen in der Diaspora sich an Debatten zu den großen Fragen der Zukunft Israels beteiligen, so etwa den Friedensprozess betreffend und das Abkommen zwischen Israel und der PLO in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Im Allgemeinen jedoch hält sich die, zumal französische, Diaspora mit Kommentaren zur israelischen Politik eher zurück, wohl auch aus Angst, von Seiten ihres Heimatlandes des „doppelten Treueeids“ und von israelischer Seite der ungerechtfertigten Einmischung bezichtigt zu werden. Ferner mag die Befürchtung, eine Welle von Antisemitismus loszutreten, eine Rolle spielen.

Nicht so angesichts der aktuellen Exekutive, allen voran der geplanten Justizreform. Diesmal ist alles anders. Nicht allein links gerichtete proisraelische Gruppierungen in den USA und Europa, besonders in Frankreich mit der größten jüdischen Gemeinde Europas (ca. 500.000 Mitglieder), sondern auch weitere Vereinigungen und jüdische Persönlichkeiten rechtfertigen ihre Einmischung damit, dass sie besorgt sind über „das Abdriften eines Staates, den sie bislang als eine standhafte Demokratie betrachtet hatten“.

Der JCall, europäisches Netzwerk für Israel und den Frieden sowie der CCLJ, das Zentrum weltlicher jüdischer Gemeinschaft, haben gemeinsam eine Eingabe beim Eu-

ropaparlament in Brüssel gemacht, ein Aufruf, „um die israelische Demokratie zu retten“. Zu den in Brüssel anwesenden französischen bzw. israelischen Persönlichkeiten zählten u.a. der einer linken Ideologie gänzlich unverdächtige Philosoph Alain Finkielkraut, der Journalist und Europa-Abgeordnete Bernard Guetta, seine Kollegin und Starjournalistin Anne Sinclair, der ehemalige israelische Botschafter Elie Barnavi sowie, zugeschaltet, der Ex-Justizminister und Präsident des Verfassungsgerichtes Robert Badinter (mit dessen Namen die Abschaffung der Todesstrafe in Frankreich unter Mitterrand verbunden ist) und Tzipi Livni, frühere Justiz- und Außenministerin Israels.

Selbst der CRIF-Präsident Yonathan Arfi, ansonsten bekannt für seine bedingungslose Unterstützung Israels, fühlte sich bemüßigt, besorgt auf die Zerbrechlichkeit der israelischen Demokratie hinzuweisen. Auch ein Kollektiv von Künstlern und Intellektuellen warnt in der Tageszeitung LE MONDE vor der „arglistigen Einführung eines illiberalen autokratischen Regimes“. Das Argument „das geht dich nichts an, du lebst nicht in Israel“ sei unzulässig, erhebt die liberale Rabbinerin und Buchautorin Delphine Horvilleur gegenüber der Nachrichtenagentur AFP ihre Stimme. „Israel hat es mehr denn je nötig, die Stimmen der Diaspora zu hören“, betont sie und nimmt kein Blatt vor den Mund. Sie verurteilt „ideologisches Kidnapping

des Judentums durch messianische Nationalisten“, welche in der Regierung Netanjahu in Amt und Würden seien.

Zeitgleich mit den Demonstrationen in Israel gegen die Regierung Netanyahu fanden in Frankreich Streiks und Mobilisierungen gegen Präsident Macron und seine Exekutive statt, welche tageweise das Land lahmlegten. Die Protestveranstaltungen richteten sich vornehmlich gegen eine Rentenreform, die schlussendlich ohne Abstimmung im Parlament unter Berufung auf eine entsprechende Möglichkeit, die die französische Verfassung vorsieht, durchgesetzt wurde. Im Grunde jedoch zielte der Volksaufstand auf die gesamte Regierung und ihr Programm.

Sind die massiven Proteste in beiden Ländern vergleichbar? Ähnlich scheinen ihre Intensität, und auch in Israel steckt hinter der Revolte gegen die Justizreform viel weitergehend die Ablehnung der gesamten Regierungskoalition. Hierauf beschränken sich jedoch die Gemeinsamkeiten.

Während die Begrenzung der Befugnisse des Obersten Gerichtshofes in Israel die Grundfesten des Staates zu erschüttern droht, wird durch die Rentenreform der parteienübergreifend akzeptierte extrem großzügige Wohlfahrtsstaat in Frankreich keinesfalls in Frage gestellt. Ferner erregt Netanjahus Initiative weltweit Besorgnis, weit über die Diaspora hinaus.

Jüdische Feministinnen

Ein Kollektiv, das gegen Antisemitismus und Sexismus kämpft und für die Gleichberechtigung beider Geschlechter, wendet sich nun auch an die lokale jüdische Gemeinschaft. Die Bewohner der größeren französischen Städte können seit mehreren Jahren nicht an den feministischen Plakaten vorbeigehen, die an Mauern kleben, ohne sie zu bemerken bzw. sich deren Botschaft nicht entziehen. In Marseille verbinden nun einige militante Jüdinnen Feminismus und Judentum, indem sie gleichzeitig gegen Antisemitismus und Sexismus kämpfen. Da kann man etwa in dicken schwarzen Lettern lesen: „Mächtige, kämpferische, freche Jüdinnen“.

Vor zwei Jahren hat eine 40-jährige Grundschullehrerin in Marseille die Gruppe wegen des Drucks seitens ihrer Familie zu heiraten, gegründet, wie sie dem israelischen Online-Magazin TIMES OF ISRAEL erklärt. „Ich habe es geliebt, in die Syna-

goge zu gehen, es geliebt, den Gesängen des Rabbiners zu lauschen, ich besuchte alle Kurse, lernte Hebräisch, ich beging sämtliche Feste und fing an, eine praktizierende Jüdin zu werden“, bekennt sie ebenfalls in einem Gespräch mit dem Rundfunksender FRANCE CULTURE. Und weiter: „Das Interesse von Mädchen am Studium der Tora wird in diesem Milieu zwar mit Wohlwollen betrachtet, aber irgendwann wird man daran erinnert, dass unsere eigentliche Rolle darin besteht, zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen. Mit diesem Druck konnte ich immer schlechter umgehen und habe mich dann von diesem Milieu distanziert.“

Als sie sich vom Judentum entfernt, entdeckt sie, „dass es Milieus gibt, die meinem Profil viel stärker entsprechen und wo Fragen angesprochen werden, die mich umgetrieben haben wie Feminismus, Gewalt gegen Frauen, Inzest.

Die jüdischen Feministinnen animieren dazu, das Wort zu ergreifen, Reden zu halten, zu widersprechen, Quellen zu suchen und zu erschließen. Ich sagte mir, dass dies viel anregender sei als der Unterricht, an dem ich zuvor teilgenommen hatte. Dort sprach man nur über die Halacha, darüber, wie man die Regeln befolgt und sich prüde verhält. Letzten Endes lief es stets darauf hinaus, lieb und verständnisvoll zu sein.“

Sie, die sich bislang nie aktiv für eine Sache eingesetzt hatte, schon gar nicht militant, schloss sich so der Gruppe der Plakatkleberinnen an. „Ich war jedoch die einzige Jüdin in dem Kollektiv. Die übrigen Frauen waren für die spezifische Problematik jüdischer Frauen absolut nicht sensibilisiert. Einige unter ihnen haben mich jedoch ermutigt, Botschaften zu dem Thema zu plakatieren.“ Als Reaktion auf Hakenkreuzschmierereien neben

der feministischen Collage einer anderen Gruppe hat die Lehrerin sich dann im Mai 2021 entschlossen, das Kollektiv „Feministisch-jüdische Collagen Marseille“ ins Leben zu rufen. Elf ausschließlich jüdische Mitglieder zählt es heute.

Neben den Klebeaktionen posten die Frauen auch Fotos auf ihrem Instagram-Account und ca. 4.000 Followers folgen ihnen auf Facebook. Veröffentlichte Botschaften lauten etwa: „Antisemitismus tötet“, „Wenn die Juden die Welt kontrollieren“, „Warum muss man Mauern bekleben, um Gehör zu finden?“ oder „Habe keine Angst, Feministin zu sein“, „Eine Ohrfeige ist Gewalt in der Ehe“, und „Jü-

disch und stolz“. In den Vierteln, in denen sich die jüdische Bevölkerung konzentriert, prangen Botschaften mit gezielterem Gehalt, wie: „Seiner Ehefrau den Gett zu verweigern, entspricht ehelicher Gewalt“, „Wir wollen mehr Rabbinerinnen“, und „Warum sind Frauen in der Synagoge nur Zuschauerinnen?“

Die Slogans werden parallel auf den Seiten des Kollektivs in den sozialen Medien eingehend erklärt und begründet, um einen Dialog zu bestimmten Themen in Gang zu setzen. Reaktionen kommen mitunter von orthodoxen Frauen, auch Beschimpfungen von Rechtsextremen, ebenso jedoch Antworten aus dem linken poli-

tischen Lager, welchem einige aus dem Kollektiv vorwerfen, den rechten Antisemitismus zu instrumentalisieren, wenn dieser sich den Kampf gegen Antisemitismus auf die Fahne schreibt. Dies ist häufig dann der Fall, wenn solche Aktionen von Muslimen begangen werden.

Die Plakatkleberinnen wirken nur unter dem Schutz der Anonymität, da die französische Gesetzgebung solche Klebeaktionen untersagt. Sie werden als Beschädigung städtischer Einrichtungen betrachtet. Dennoch hoffen die Aktivistinnen, dass ihre Botschaften weitere Gruppierungen und Kollektive quer durch Frankreich zu ähnlichen Aktionen inspirieren werden. GPN

Rabbinerin Attias

Sie wird in der Liberalen Gemeinde Toulouse ihre Gottesdienste abhalten, dort, wo sie es bereits seit mehreren Jahren als rabbinische Praktikantin tat.

Anne-Gaëlle Attias hat indes nicht in Frankreich, sondern in Potsdam ihre Ordination erhalten. So wird die 48-Jährige zur sechsten Rabbinerin Frankreichs nach Pauline Bébé, Delphine Horvilleur, Floriane Chinsky, Daniela Touati und Iris Ferreira. Aufgewachsen in einer aus Marokko stammenden sefardischen Familie, die dem traditionell-orthodoxen Milieu nahestand, hat sie ihre Schulausbildung in einer jüdischen Privatschule absolviert.

Wie auch ihre Kollegin Horvilleur, hat sie zuvor als Journalistin gearbeitet, kurzzeitig bei der linkslastigen L'HUMANITÉ, dann ca. zwanzig Jahre bei dem regional ausgerichteten Fernsehsender France 3. In dessen Auftrag realisierte sie Reportagen auf den Gebieten Justiz, Vermischtes, schließlich im Politik-Ressort, wo sie u.a. die Rechtsextremen beobachtete. Gegenüber der katholischen Zeitung LA CROIX erklärt Attias, sich im Laufe der Jahre schrittweise der Religion genähert zu haben, nicht zuletzt durch den Kontakt zu Pauline Bébé, der ersten französischen Rabbinerin.

„Niemand hatte mir erklärt, dass liberale Juden und Rabbinerinnen existieren“, erzählt die frisch gebackene Geistliche dem Blatt weiter. „Ich habe in deren Gemeinschaft gefunden, was ich suchte: Die Möglichkeit, eine aktive Frau in ihrem Judentum zu sein, die nicht hinter dem Vorhang bleibt.“ Vom Rabinat angezogen, beginnt Anne-Gaëlle Attias ihr Studium am Londoner Leo-Baeck-College, das sie schlussendlich als zu liberal empfindet, um sich dann dem Zacharias-Frankel-College zuzuwenden, einem europäischen Seminar der Masorti-Bewegung. GPN

Rettung einer Synagoge

Elbeuf ist eine kleine, ca. 17.000 Einwohner zählende Gemeinde in der Normandie. Die 1909 erbaute Synagoge wurde vor zehn Jahren geschlossen. Nicht allein, dass seither kein Gottesdienst mehr dort stattfindet; das Gebäude ist in verwahrlostem Zustand. Tauben haben sich dort häuslich niedergelassen, die Dachziegel fallen herunter, und sich in den ersten Stock hinauf zu wagen, könnte sich als lebensgefährliches Unterfangen erweisen. Um das 2009 offiziell als historisches Monument anerkannte Bauwerk zu retten, wurde eine Bürgerinitiative gegründet, die Geld für die Renovierung sammelt. Das Projekt beläuft sich laut der Regionalzeitung PARIS-NORMANDIE auf 3 Millionen Euro.

„Ich habe die Synagoge anlässlich des Tages des Kulturerbes 2019 entdeckt“ (ein solcher Tag findet in Frankreich alljährlich statt, Anm. d. Red.), erklärt Steve Jullien, der für Kultur zuständige Gemeinderat, gegenüber der Zeitung. „Seither haben die Tauben jedoch weitere schwere Schäden angerichtet“, erklärt Magali Adam, stellvertretende Bürgermeisterin und Mitglied des Vereins „Freunde der

Synagoge“ und ergänzt, dass auch ihre in den USA lebende jüdische Kusine sich für den Ort interessiere. Im Übrigen habe diese sich an der Finanzierung von Glasplatten zum Schutz der während der deutschen Besatzung (1940 bis 1944) auf der Rückseite des Gebäudes aufgemalten gelben Sterne beteiligt. „Sie wurden geschützt, um an die tödliche Gefahr des Rassismus zu erinnern.“ Dies steht auch auf einer 2014 im Beisein des Bürgermeisters von Elbeuf und Beate Klarsfeld enthüllten Gedenktafel.

Nassim Lévy, Vorsitzender des Freundesvereins, zählt auf die Hilfe der Stadt, um die undichten Stellen auf dem Dach zu reparieren und generell auf die Unterstützung der Region Normandie, zu deren Bezirk die Synagoge seinerzeit gehörte. Ferner wurde eine Bewerbung bei einer bekannten Kulturstiftung eingereicht. Denn, so der Kunsthistoriker aus Rouen, Jacques-Sylvain Klein, „es handelt sich um das letzte architektonische Beispiel des jüdisch-maurischen Baustils, welcher im 19. Jahrhundert Mode war. Historisch gesehen sei die Synagoge repräsentativ für die wirtschaftliche, gesellschaftliche

und religiöse Geschichte dieser Epoche und schließlich kulturell bedeutsam, da die gelben Sterne an der Mauer zu den letzten ihrer Art in Frankreich gehörten. Sollte das Projekt der Instandsetzung für die Unterstützung durch die Stiftung ausgewählt werden, soll die Synagoge in ein Kulturzentrum umgewandelt werden. Ein Museum des normannisch-elsässischen Judentums auf zwei Etagen ist geplant, das die Geschichte der Textilindustrie nachzeichnet, welche sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Elbeuf etablierte. Ein ökumenischer Ort ebenfalls, der die Vielfältigkeit der Bevölkerung von Elbeuf widerspiegeln soll, wie beispielsweise jüdische und arabische Tanz- und Musikaufführungen.

Eröffnet worden war das Gotteshaus, nachdem elsässische Tuchhändler, die vor dem deutsch-französischen Krieg von 1870 und der Annexion des Elsass durch Deutschland geflohen waren, sich in Elbeuf niedergelassen hatten. Deren jüdische Gemeinde hatte sich dadurch vervierfacht. Heute leben nur noch wenige Juden in der Region.

GPN

Ende einer Synagoge

Für Bruno Fizon, Oberrabbiner der Stadt Metz und des Département Moselle, war es ein schwerer Tag, wie er der Regionalzeitung LE RÉPUBLICAIN LORRAIN anvertraute. Denn er sah sich gezwungen, in einer ergreifenden Zeremonie die voll besetzte Synagoge von Boulay-Moselle, einem 5.000-Seelen-Dorf in der Region Grand-Est, zu entsakralisieren. Das Gebäude hat ein privater Dorfbewohner aufgekauft.

„Seit mehr als fünfzehn Jahren ist in dieser Synagoge kein Gottesdienst mehr abgehalten worden. Man musste sich dazu durchringen, sie abzugeben, denn das Gebäude hat sich zu einer Belastung für das Konsistorium entwickelt.“ Fizon bezeichnet den Tag als „traurig und historisch“. Traurig, weil er das schrittweise Verschwinden einer in Boulay existierenden jüdischen Gemeinde seit dem 17. Jahr-

hundert widerspiegelt, und historisch, weil diese Art von Amtshandlung äußerst selten vorkommt. „Für mich persönlich ist es das erste Mal, dass ich einer solchen vorstehe“, bedauert der Geistliche.

Wie läuft die Entweihung einer Synagoge konkret ab? Alles steckt in der Symbolik. Am Abend wurden die drei Torarollen aus dem Schrein genommen, anschließend in eine andere Synagoge überführt und dem Gebäude so sein sakraler Charakter entzogen. „Es wäre leichter gewesen, die Synagoge einfach zu schließen und alles auszuräumen, aber es wäre schade gewesen, nicht ein letztes Mal diese Synagoge gefüllt zu sehen“, bekennt Marc Cerf, der bei der Zeremonie anwesende Präsident des Konsistoriums Moselle und 43 Jahre lang Bewohner von Boulay, bewegt. In der Vorkriegszeit hätten mehr als 200 Juden in der Gemeinde mit einer jüdi-

schen Schule und einer koscheren Metzgerei gelebt. Das Zusammenspiel zweier Faktoren hat von den 1960er Jahren an dazu geführt, dass sich die Gemeinde allmählich rückentwickelt hat. Zum einen die Landflucht, zum andern das Ende der von Juden ausgeübten Berufe, wie etwa der Pferdehändler.

Mit der Veräußerung des Bauwerks trennt sich das Konsistorium von einem seiner symbolträchtigen Orte. In dem Département besitzen nur noch die Städte Metz, Thionville, Saint-Avold, Saargemünd und Saarburg eine mehr oder weniger aktive jüdische Gemeinde. Patrick Pink, der Käufer aus Boulay, gibt an, sich spontan in die Synagoge verguckt zu haben. Auch wenn bislang kein konkretes Zukunftsprojekt für die ehemalige Synagoge existiert, gelobt der neue Eigentümer, die Erinnerung an dieses lokale Erbe wachzuhalten. GPN

Jüdische Schüler

Es handelt sich um ein heikles Problem, das nicht neu ist. Der Exodus jüdischer Schüler aus öffentlichen Lehranstalten. Bereits beim jährlichen Abendessen des CRIF 2019 hatte Staatspräsident Emmanuel Macron öffentlich eine Untersuchung zu dem Thema gefordert. Nun hat Erziehungsminister Pap Ndiaye im Wochenmagazin l'EXPRESS eine Untersuchung zu Kindern angekündigt, die sich in bestimmten Stadtvierteln gezwungen sehen, den öffentlichen Schulen zu entfliehen. Die Bestandsaufnahme durchzuführen, wurde dem „Rat der für die Laizität zuständigen Weisen“ übertragen.

Das Verfahren werde vorrangig darin bestehen, „betroffene Familien und Schulleiter zu befragen und die Entwicklung des Besuchs jüdischer Schulen, beispielsweise in Seine Saint Denis oder im 19. Pa-

riser Arrondissement zu beobachten“, erklärt der Minister. Und weiter: „Es ist frappierend und inakzeptabel, dass jüdische Kinder in einigen Vierteln keine öffentlichen Schulen besuchen und zwar nicht, weil sie eine konfessionelle Schule bevorzugen, wogegen es nichts einzuwenden gäbe, sondern als Notlösung, weil die Familien der Ansicht sind, dass das Umfeld, was die Aufnahme, die Sicherheit und das Wohlbefinden ihrer Kinder betrifft, es unmöglich machen.“

Zum Vergleich: 1970 besuchten 7.000 Schüler eine jüdische Schule gegenüber aktuell 35.000. Etwa ebenso viele sind in einer christlichen Privatschule eingeschrieben. Die Anzahl der Anmeldungen ist seit den 1970er Jahren kontinuierlich gestiegen. Bereits 2016 hatte der damalige Premierminister Manuel Valls, seiner-

zeit mit einer jüdischen Geigerin verheiratet, anlässlich des CRIF-Diners erklärt: „Ja, Frankreichs Juden haben Angst, die Kippa zu tragen, in die Synagoge zu gehen, im koscheren Supermarkt einzukaufen, ihre Kinder in öffentliche Schulen zu schicken. Das ist eine Realität. Eine Realität, die wir nicht akzeptieren.“

Etwa zur selben Zeit gab der Schulleiter zweier Gymnasien im Norden Marseilles zu, widerstrebend eine jüdische Mutter davon abgebracht zu haben, ihren Sohn in seiner Schule anzumelden. „Gegenwärtig könnte ich die Sicherheit dieses Jugendlichen in meinem Gymnasium, wo es keine soziale Durchmischung gibt, wo einige Schüler jeden Abend per Satellitenfernsehen gegen Israel und die Juden aufgehetzt werden, nicht garantieren“, begründete er seine Absage mit Bedauern. GPN

Netanyahu in Paris

Präsident Emmanuel Macron hatte beschlossen, Netanyahu bei dessen Besuch im Februar dieses Jahres in Paris zu schonen. Trotz der Spirale von Repression und Gewalt in der Westbank und in Jerusalem seit Netanyahus Wiederwahl im Dezember 2022, bot der französische Staatschef seinem israelischen Amtskollegen ein ebenso diskretes wie improvisiertes Arbeitsdinner im Elysée-Palast, bei dem es lediglich zu einem kurzen Händeschütteln für die Fotografen und einem wenig aussagekräftigen Kommuniké kam. Keinerlei gemeinsame Erklärung auf der Außentreppe des präsidialen Amtssitzes am Faubourg Saint-Honoré. Laut der Tageszeitung LE MONDE,

war die von Netanyahu geplante und in Frankreich mit Sorge wahrgenommene israelische Justizreform sehr wohl, wenn auch nicht prioritär, Gegenstand des Tischgesprächs, tauchte indes in dem Kommuniké nicht auf, wenngleich sich für Macron Israel mit der Durchsetzung der Reform von einer gemeinsamen Konzeption von Demokratie verabschieden würde. Vorrangig sei es bei dem Treffen um militärische Unterstützung der Ukraine sowie das iranische Nuklearprogramm gegangen. In Israel ist man davon überzeugt, dass der Blick der westlichen Staaten sich verändert hat, seitdem das Land Waffen an Russland liefert. Netanyahu stellte sich eindeutig an

ihre Seite gegenüber der Achse Teheran – Moskau – Peking. Was die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern, die einander gut kennen, betrifft, so ist bekannt und beispielsweise im Informationssender FRANCE INFO zu hören, sie seien zwar herzlich, könnten jedoch nicht wirklich als freundschaftlich bezeichnet werden. Der Franzose, der von seinem Alter her der Sohn des Israeli sein könnte, pflegt, ähnlich wie seinerzeit gegenüber Trump, einen eher vertraulichen Umgangston. So soll er Netanyahu bei der Gedenkfeier zur Massenverhaftung im Vél d'Hiv trotz des streng zeremoniellen Rahmens mit dessen Spitznamen Bibi begrüßt haben. GPN

Antisemitismus-Statistik

Gegenüber 2021 mit 589 Vorfällen war die Anzahl antisemitischer Ausschreitungen 2022 mit 436 rückläufig, wie die Presseagentur AFP, die Tageszeitung LE FIGARO sowie die jüdische Dachorganisation CRIF übereinstimmend melden. Dies entspricht einem Rückgang von 26 %.

Die Quelle ist ein Bericht, der jährlich von der privaten Organisation zum Schutz jüdischen Lebens, SPCJ, gemeinsam mit dem französischen Innenministerium veröffentlicht wird. Laut CRIF handelt es sich selbstredend um eine gute Nachricht, die indes zu relativieren und mit Vorsicht zu genießen sei. Dessen Präsident, Yonathan Arfi, begründet seine Vorbehalte u.a. mit der Tatsache, dass es sich bei den veröffentlichten Zahlen lediglich um gemel-

dete Vorfälle handele, ferner bleibe die Zahl der schweren Aggressionen unverändert hoch und schließlich spiegele sie nicht die Realität des Antisemitismus im Internet wider.

Seiner Meinung nach nimmt die Judenfeindlichkeit unterschiedliche Formen an, wie u.a. Islamismus, Verschwörungstheorien oder Israelhass. Zudem hat der SPCJ eine weitere Studie durchgeführt, die ergab, dass bei 63 % der antisemitischen Angriffe das Verfahren eingestellt worden sei und es nur in 24 % der Fälle zu einer Verurteilung der Angreifer gekommen sei. Bei den 436 Taten, die Gegenstand einer Anzeige oder einer Meldung bei der Polizei waren, kamen 53 % Personen zu Schaden, und bei 10 % handelte es

sich um Angriffe mit physischer Gewalt. Ferner sollen, allerdings nur laut Aussage des CRIF, bei 61 % antireligiöser Akte gegen Personen Juden betroffen sein. Diesen Prozentsatz hat das Ministerium nicht bestätigt. Die von ihm bekannt gegebenen Zahlen kommen auf insgesamt 1659 antireligiöse Taten, wovon 857 sich gegen Christen gerichtet haben sollen, 589 gegen Juden und 213 gegen Muslime. Unabhängig vom CRIF hat sich der radikalere jüdische Studentenverband UEJF geäußert. Er bezeichnet den Rückgang als „illusionistische Augenwischerei“ und fordert, dass der Kampf gegen Antisemitismus eine staatliche Priorität darstellen möge.

GPN

Lebenslänglich für Attentat

„Schuldig“ lautete das Urteil. 43 Jahre nach dem Bombenattentat auf die Synagoge in der Pariser Rue Copernic, bei dem am 3. Oktober 1980 vier Menschen starben, wurde der einzige Angeklagte, Hassan Diab, in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt. Nach dreiwöchigem Prozess und achtstündiger Entscheidungsfindung hat das Gericht gegenüber dem 69-Jährigen libanesisch-kanadischen Universitätsprofessor die Höchststrafe ausgesprochen und einen Haftbefehl erlassen. Damit ist es dem Antrag der Staatsanwalt gefolgt. Diab, welcher den ersten Anschlag auf die jüdische Gemeinschaft in Frankreich seit dem Ende des 2. Weltkrieges verübt haben soll, hatte stets behauptet, sich zum fraglichen Zeitpunkt in Beirut aufgehalten zu haben (siehe auch

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 3. September 2021) und Opfer eines Justizirrtums zu sein.

Das Gerichtsurteil gründet sich jedoch im Wesentlichen auf gegenteilige nachrichtendienstliche Informationen, die das Attentat, zu welchem sich niemand bekannt hatte, einer Splittergruppe der PFLP (Popular Front for the Liberation of Palestine) zuschreiben. Selbst der Anwalt Hassan Diabs, Willam Bourdon, bekennt, dass, angesichts einer der schwersten Anschläge, auch wenn die Anklage auf extrem wackeligen Füßen stehe, einen Freispruch zu erreichen einer „mission impossible“ gleichkomme. Das Gericht musste sich mit Schwarzweißfotos und Phantombildern von diesem ungreifbaren Angeklagten begnügen, der nach

einem eingestellten Verfahren seit 2018 in Kanada lebt.

Ob das Land ihn jemals ausliefern wird, bleibt mehr als zweifelhaft, wie auch David Père, der Anwalt der Nebenkläger, befürchtet. So reagierte Premierminister Justin Trudeau auf das Ersuchen Frankreichs mit Vorbehalt. „Wir werden die nächsten Etappen und das, was die französischen Gerichte entscheiden, aufmerksam prüfen. Aber wir sind immer da, um die Kanadier und ihre Rechte zu verteidigen.“ Die erste Auslieferung war erst nach 6 Jahren Verhandlung zustande gekommen, was seinerzeit zu diplomatischen Spannungen zwischen Frankreich und dem nordamerikanischen Staat geführt hatte.

GPN

Mahnmal beschmiert

Die heftigen Ausschreitungen in Frankreich anlässlich des von einem Polizisten bei einer Polizeikontrolle erschossenen 17-jährigen Nahel Merzouk, einem jungen Franzosen algerischer Herkunft, haben auch vor dem Holocaust-Denkmal in dem Pariser Vorort Nanterre nicht Halt gemacht. Der Ort wurde von den Aufwühlern sicher nicht zufällig gewählt. In Nanterre, im Département Les Hauts-de-Seine nahe der Hauptstadt Paris, wurde der Jugendliche getötet, hatte er gewohnt und ist er beerdigt. An das Monument, welches an die Deportation von Juden von Nanterre nach Auschwitz erinnern soll, schmierten die Krawallmacher: „Polizei-Abschaum von Sainte bis Nanterre. Kein Vergessen, keine Vergebung“. Ferner sprühten unerkannte Protestler „Wir machen eine Shoa“.

In welchem Zusammenhang der Angriff auf das Mahnmal mit der vorrangig anvisierten Zielgruppe der Polizisten steht, erschließt sich nicht direkt. Die Aktion ist wohl eher in die allgemeine Zerstörungswut einzuordnen, der nicht allein staatliche Institutionen wie Rathäuser, Schulen und Behörden, sondern ebenso wahllos, vollkommen unbeteiligte private Läden und Autos zum Opfer fielen. So deuten auch Frankreichs jüdische Organisationen den Vandalismus, anders als der Europäische Jüdische Kongress, nicht als jüdenfeindlich motiviert.

Dennoch rief die Dachorganisation CRIF die Gemeindeglieder in von Krawallen betroffenen Städten dazu auf, nächtliche Ausgänge zu vermeiden, zumal keine besonderen Sicherheitsvorkehrungen in jüdischen Vierteln getroffen wurden. Diese

Empfehlung hätte für jedermann gelten können.

Ferner wurde an einer Mauer hinter der im Stadtzentrum gelegenen Synagoge ein Hakenkreuz entdeckt. Während Nanterres Bürgermeister Patarick Jarry in seinem Kommuniké erklärt: „Die Entscheidung, diese Tat in unmittelbarer Nähe dieser Kultstätte zu begehen, lässt keinen Zweifel an ihrer antisemitischen Natur zu“, schreibt David Naccache, Rabbiner der Synagoge von Nanterre, auf dem sozialen Medium Tik Tok: „Wir leben in guter Nachbarschaft mit den Nachbarn der Synagoge. Diese Tat wurde von einigen Personen begangen, die hart verurteilt werden müssen.“ Jarry forderte die Verantwortlichen der Synagoge auf, Anzeige zu erstatten.

GPN

<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">Zu Rosch Haschana 5784 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Jüdische Gemeinde Regensburg</p>	<p style="text-align: center;">Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">לשנה טובה תכתבו</p> <p style="text-align: center;">Jo-Achim Hamburger</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5784.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Augsburg</p>	<p style="text-align: center;">Alles Gute zum neuen Jahr 5784 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth</p>	<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Straubing</p>
<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="text-align: center;">  </div> <div style="margin-left: 10px;"> <p>Jüdische Gemeinde Weiden</p> </div> </div> <p>Schana Towa 5784</p> <p>Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.</p> <p>Der Vorstand</p>	<p style="text-align: center;">Die Israelitische Gemeinde Würzburg</p> <p style="text-align: center;">übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray</p>	<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Erlangen</p>

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern,
Freunden und Bekannten
ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5784.

שנה טובה ומתוקה

Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof

Dr. Jakob Gonczarowski

1. Vorsitzender

Statt Karten

Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth

wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband,
den jüdischen Gemeinden in Deutschland
und unseren Mitgliedern
ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5784.

לשנה טובה תכתבו ותחתמו

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Ilse Ruth Snopkowski
Familie Dr. Peter Snopkowski
Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli**

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten
übermitteln wir auf diesem Wege
zum neuen Jahr
unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche.

Familie Karin und Bernhard Offman

לשנה טובה תכתבו

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr 5784.

**Familie Michael Trüger
Regensburg**

**Die »Gesellschaft zur Förderung
jüdischer Kultur und Tradition e.V.«**

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden im In- und Ausland
ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Ein gesundes und glückliches neues
Jahr 5784 wünschen Ihnen

**die Mitarbeiter
des Landesverbandes der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern KdÖR**

SCHANA TOWA UMETUKA

Ein glückliches und süßes neues Jahr 5784
wünscht Ihnen

**Der Trägerverein und das Museumsteam
des Jüdischen Museums Franken –
Fürth, Schnaittach und Schwabach**

SCHANA TOWA!

Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5784
wünscht Ihnen

**das Johanna-Stahl-Zentrum
für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken
Würzburg**

Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden
in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt
ein gutes und süßes neues Jahr 5784.

שנה טובה ומתוקה

**Das Team des
Jüdischen Museums Augsburg Schwaben**

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu

Familie Wladimir Barskyy, Regensburg

Wir wünschen dem Vorstand und den
Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg
sowie allen Bekannten
ein frohes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Familie Soroka und Semmler
Regensburg**

Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und
Bekanntem die herzlichsten Glückwünsche
„LESCHANA TOVA TIKATEVU –
möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“

Familie Mazo, Augsburg

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen
entbieten wir allen unseren Verwandten,
Freunden und Bekannten
die besten Glück- und Segenswünsche!

Felix Gothart, Bayreuth

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Jakov Denyssenko, Regensburg

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Genia Danziger und Familie David Danziger
Regensburg**

לשנה טובה תכתבו ותחתמו
תזכו לשנים רבות טובות ונעימות

Allen unseren Freunden im In- und Ausland
möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche
anlässlich Rosch Haschana 5784 zum Ausdruck bringen.

Familie Dr. Asher Khasani

Statt Karten

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege
die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray,
Amberg**

Zum neuen Jahr
senden wir allen Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
die herzlichsten Glückwünsche!

Schana towa!

Familie Brenner

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Kuzenko, Regensburg

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Familie Dr. Josef und Jutta Schuster

Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr!

Oded Baumann, Würzburg

Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik

שנה טובה ושלו

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!

Familie Hanna Zisler

Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Rabbiner Joel Berger und Familie
Stuttgart – Antwerpen – Berlin

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr.

Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN



Sehr geehrte Damen und Herren,

im September feiern Sie Neujahr, Rosch Ha-schana. Nach der Zählung des jüdischen Kalenders beginnt das Jahr 5784 nach der Schöpfung der Welt.

Für mich endet zeitgleich zum Ende der Legislaturperiode auch die aktuelle Amtszeit als Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe.

Ich freue mich, dass sich das jüdische Leben in Bayern in den jüngsten Jahren weiter stark entwickelt hat und sich sehr vielfältig darstellt – 13 jüdische Einheitsgemeinden und zwei liberale Gemeinden gibt es im Freistaat. Der Bau neuer Synagogen sowie der Neu- und Ausbau von Gemeinde- und Kulturzentren mit ihren vielfältigen Aktivitäten in den jüngsten Jahren in Bayern, wie in Regensburg, Bayreuth, Er-

langen und München, stehen für mich für eine enorme Vitalität des jüdischen Lebens in Bayern. Für mich steht jede neu errichtete Synagoge sowie jede Belegung der Gemeindegemeinschaft symbolisch für die Blüte neuen jüdischen Lebens in Bayern.

Die Ansiedlung des Hauptsitzes der Konferenz Europäischer Rabbiner in der bayerischen Landeshauptstadt im Jahr 2023 bildet einen sichtbaren Höhepunkt dieser Entwicklung. Bayern ist wieder ein wichtiger Standort jüdischen Lebens in Deutschland und Europa geworden. Und aus einer bayerischen Gemeinde, aus der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, stammt auch der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, der in seinem Amt vor kurzem neu bestätigt wurde.

Weniger deutlich, aber nicht weniger wichtig, sind die Bemühungen von haupt- und ehrenamtlichen Forschern, Vereinen und Kommunen, die vor Ort die Quellen jüdischer Gemeinden vor allem in Franken und Schwaben heben und die Ergebnisse ihrer Arbeit der Öffentlichkeit prä-

sentieren. Sie zeigen sie in großen und kleinen Ausstellungen, in Publikationen und an Erinnerungsorten. Dabei wird das Miteinander von Juden und Christen über Jahrhunderte sichtbar. Hier lässt sich wieder anknüpfen.

In diesem Sinne eines Miteinanders der Menschen verschiedener Religionen, wünsche ich Ihnen und uns gemeinsam einen erfolgreichen Start in das neue Jahr. Und ich wünsche uns allen, dass die Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und in Deutschland weiterhin ein kraftvolles Leben entfalten und mit ihren Gemeindegemeinschaften unsere Gesellschaft mitgestalten.

Ich bin zuversichtlich, dass unsere Anstrengungen Früchte tragen werden. In diesem Sinne Ihnen allen einen sehr guten Start in Ihr Jahr 5784.

Ihr

Dr. Ludwig Spaenle

Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Neuer Staatsvertrag

MÜNCHEN. Der Freistaat Bayern erhöht seine staatlichen Leistungen für die Israelitischen Kultusgemeinden rückwirkend für das Jahr 2021 auf 18 Millionen Euro pro Jahr, was fast sechs Millionen Euro mehr sind als im Jahr 2020. Das Ziel dabei ist, das gemeinsame deutsch-jüdische Kulturerbe zu erhalten, dabei insbesondere das jüdische Gemeindeleben in den Israelitischen Kultusgemeinden Bayerns zu stärken und optimierte Sicherheitsvorkehrungen an den Einrichtungen umzusetzen. Im Beisein des Kultusministers Michael Piazolo hat Ministerpräsident Markus Söder dazu gemeinsam mit Dr. Josef Schuster, Präsident des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden, und Dr. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, Mitte April einen an die aktuellen Entwicklungen angepassten Vertrag unterzeichnet, der weiterhin zusätzlich auch eine moderate Steigerung der jährlichen Zahlungen vorsieht.

Dazu erklärte Ministerpräsident Markus Söder: „Bayern steht zum jüdischen Leben. Heute ist ein besonderer Moment am israelischen Holocaust-Gedenktag Yom HaShoah. Wir geben ein Schutzversprechen gegen Hass und Antisemitismus und fördern neben lebendiger Erinnerungskultur das jüdische Leben im Freistaat. Die jüdischen Gemeinden gehören fest zu uns. Danke dabei auch an Ludwig Spaenle für seine hervorragende Arbeit als Antisemitismusbeauftragter.“

Dr. Josef Schuster betonte: „Der Freistaat Bayern und die jüdischen Gemeinden in Bayern sind nicht nur starke Partner, sondern Freunde. Der abgeschlossene Staatsvertrag untermauert das Bekenntnis der bayerischen Politik, jüdisches Leben zu fördern und zu sichern. Diese Beziehung auf Augenhöhe ist ein großer Gewinn für die jüdische Gemeinschaft.“ Und Dr. Charlotte Knobloch ergänzte: „Bayern ist eine jüdische Heimat – und mit ihrem Beschluss, das Gemeindeleben noch stärker zu fördern, unterstützt die Staatsregierung dieses Heimatgefühl. Als jüdische

Gemeinde wissen wir in München um unsere Verantwortung gegenüber unseren Mitgliedern, aber auch der Gesellschaft als Ganzes. Mithilfe der großzügigen Wertschätzung des Freistaates können wir dieser Verantwortung in Zukunft weiter gerecht werden; dafür bin ich auch persönlich sehr dankbar.“

Zu den pädagogischen Aufgaben sagte Kultusminister Michael Piazolo: „Wir wollen, dass sich die Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft wohl und sicher fühlen. Deshalb sensibilisieren wir die Kinder an unseren Schulen dafür, dass Extremismus und Antisemitismus in unserer Gesellschaft keinen Platz haben. Die Vermittlung von Werten und die Stärkung des demokratischen Bewusstseins sind dabei zentral im Unterricht verankert.“

Seit Jahren setzt der Freistaat Bayern auf eine enge Kooperation mit den Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. So wurde bereits im Jahr 1997 ein erster Vertrag geschlossen, in dem sich der Frei-

staat Bayern zu jährlichen Zahlungen an die jüdische Gemeinschaft verpflichtete. Dieser Vertrag wurde in der Zwischenzeit mehrfach aktualisiert. Durch die deutliche Erhöhung der staatlichen Leistungen soll im Wesentlichen dem erhöhten Sicherheitsbedürfnis der Jüdischen Gemeinden in Bayern Rechnung getragen werden, das auf die in der Vergangenheit gestiegene Zahl polizeilich erfasster antisemitischer Straftaten – mit dem Anschlag in Halle im Jahr 2019 als einschneidendes Einzelereignis – zurückzuführen ist. Außerhalb des Vertrags fördert der Freistaat Bayern auch weiterhin die Errichtung bzw. die Sanierung von Synagogen, Sakralräumen und Gemeindezentren für die jüdischen Gemeinden in Bayern. Dafür wurden anlässlich der aktuellen Vertragsverhandlungen vier Millionen Euro vereinbart. In den vergangenen Jahren hat Bayern für diesen Zweck bereits rund 26 Millionen Euro zur Verfügung gestellt.

pm-ber



Vertragsunterzeichnung in der Bayerischen Staatskanzlei, (v. li. sitzend): Josef Schuster, Markus Söder und Charlotte Knobloch, (v. li. stehend) Ludwig Spaenle und Michael Piazolo.

Foto: Bayerische Staatskanzlei.

Vortrag Dr. Ludwig Spaenle

WÜRZBURG. Anfang Juli sprach der Bayerische Antisemitismus-Beauftragte Dr. Ludwig Spaenle im jüdischen Gemeindezentrum Shalom Europa. Gastgeber war das Johanna-Stahl-Zentrum. Spaenles Vortragsweise zeichnet sich primär dadurch aus, dass er eloquent und frei spricht, so auch an diesem Abend. Ohne unterschlagen zu wollen, wie elementar seine The-

sen zum gegenwärtigen und vergangenen jüdischen Leben in Bayern sind, so ist doch die klare Kampfansage gegen jede Form von Antisemitismus, die seinen Vortrag durchzog, das Wesentliche, worauf es auch in der Gegenwart ankommt. Besonders der Aufstieg der AfD, nicht nur in den neuen Bundesländern, ist so ungeheuerlich, dass man sich fragen könnte,

ob die bisherigen Strategien zur Stabilisierung der Demokratie und zur Bekämpfung von Extremismus überhaupt Früchte tragen. Anders ist es jedenfalls nicht zu erklären, dass eine rechtspopulistische und offen fremdenfeindliche Partei einen solchen Zulauf erhält.

Gewiss ist der politische Islamismus eine Gefahr, die nicht unterschätzt werden

darf. Ludwig Spaenle wird ebenso wie Prof. Dr. Michael Wolffsohn nicht müde, die hier vorhandene Verstrickung in den Linksradikalismus mit seiner antiimperialistischen Spielart zu betonen. Expressis verbis geht es ihm aber primär um den gesamtgesellschaftlichen Antisemitismus, wie er nie verschwunden war und lediglich durch Ereignisse wie zu Zeiten der Corona-Pandemie offen zutage tritt. Bei all den problematischen Formen, die der Antisemitismus ganz augenscheinlich annehmen kann, gilt jedoch weiterhin der rechtsradikale als der gefährlichste von ihnen. Denn ihm steht der Vernichtungswille des Nationalsozialismus am nächsten und deshalb seien alle Sympathisanten der AfD gewarnt: Am Ende zu rufen,



Dr. Spaenle im Würzburger „Shalom Europa“.

man hätte von nichts gewusst, wird als Erklärungsansatz für Mitläuferschaft kein zweites Mal vor Gericht Bestand haben. Das kann auch nicht durch Blendungsversuche wie solche der „Juden in der AfD“ erklärt werden. Selten waren Primo Levis Worte passender als zu Zeiten, in denen die AfD in Umfrageergebnissen stellenweise auf über 30 Prozent kommt: „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.“ Und mit dem römischen Dichter Ovid möchte man ergänzen: „Wehret den Anfängen! Zu spät wird die Medizin bereitet, wenn Übel durch langes Zögern erstarkt ist.“ *Riccardo Altieri*

Der Autor ist Leiter des Johanna-Stahl-Zentrums in Würzburg.

95. Geburtstag

MÜNCHEN. Im Frühjahr hat der Holocaust-Überlebende Abba Naor, ein gefragter Zeitzeuge, seinen 95. Geburtstag gefeiert. Anfang Mai lud das Präsidium des Bayerischen Landtags zu einem Geburtstagsessen zu Ehren des Jubilars ins Maximilianeum ein. Landtagspräsidentin Ilse Aigner würdigte Naor in ihrer Ansprache als einen der prägendsten und mutigsten Taktgeber der Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland und des Freistaats Bayern.

In ihrer Rede sagte die Präsidentin: „Lieber Abba Naor, Sie personifizieren die Erinnerungskultur in unserem Land. Eine Erinnerungskultur, die wir als Freistaat Bayern und als Bundesrepublik Deutschland hochhalten. Und Sie sind einer der prägendsten und mutigsten Taktgeber dieser Erinnerungskultur. Im letzten Jahr haben Sie hierzulande 110 Termine wahrgenommen!“ Und Aigner ergänzte: „Sie nehmen nicht irgendwelche Termine wahr. Sie legen jedes Mal Zeugnis ab, von Ihrem Schicksal und dem Ihrer Familie, in der

Zeit der Verfolgung und fast vollständigen Vernichtung der europäischen Juden. Sie erzählen von den schlimmsten, traumatischsten Erlebnissen und Erfahrungen eines Lebens: Vom Verlust geliebter Menschen – ermordet, schamlos, gnadenlos, grausam; von den eigenen Qualen, Tränen, Ängsten, Schmerzen; von Entrechtung, Entwürdigung, Entmenschlichung.“ Mit Blick auf das Leben des Jubilars und sein wertvolles Wirken betonte die Präsidentin: „Ich verneige mich voller Bewunderung und Dankbarkeit für Ihren Mut, Ihre menschliche, übermenschliche Größe, Ihren unermüdlichen Einsatz für eine nachhaltige, empathische Erinnerung, Ihre leidenschaftliche demokratische Haltung und für Ihre gereichte Hand der Versöhnung.“

Auch Karl Freller, Landtagsvizepräsident und Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten, ging in seiner Rede auf Abba Naors unermüdliches Wirken als Zeitzeuge an Schulen ein: „Mehr kann sich Bayern nicht wünschen, als dass jemand

in Deinem Alter Tag für Tag an die Schulen geht und den jungen Menschen sagt, auf was sie aufpassen müssen, damit in ihrem Leben keine solchen Geschehnisse mehr passieren wie in der Zeit des Nationalsozialismus. Es ist großartig, wie Du das machst, wir bewundern Dich und hoffen, dass Du lange Zeit so aktiv weitermachen kannst!“

Sichtlich bewegt zeigte sich Abba Naor, als er das Wort ergriff: „Ich rede zwar über die Vergangenheit, aber meine Gedanken sind in die Zukunft gerichtet. Die Kinder, die ich treffe, sind die Zukunft Europas!“ Mit Blick auf den Weg der Versöhnung in den vergangenen Jahrzehnten zitierte Naor das hebräische Sprichwort: „Wenn ihr daran glaubt, ist es kein Wunder“, und er ergänzte: „Da sitzen neben mir die Präsidentin des Bayerischen Landtags und die Vizepräsidenten mit der israelischen Flagge auf dem Tisch und ich, der ehemalige KZ-Häftling, mit dem Bayerischen Verfassungsorden. Das sagt alles.“ Zum Schluss bekräftigte Naor, der am 21. März dieses Jahres seinen 95. Geburtstag feierte, seinen Willen, weiterhin an Schulen zu gehen und jungen Menschen von seinem Leben zu erzählen: „Ich werde es machen, solange es geht.“

Weggefährten sowie Vertreter aus Politik und Gesellschaft nahmen an der Feier im Maximilianeum teil, um Abba Naor ihre Gratulation und ihre Wertschätzung auszusprechen, darunter die Landtagsvizepräsidenten Karl Freller (CSU), Alexander Hold (FREIE WÄHLER), Markus Rinderspacher (SPD) sowie die israelische Generalkonsulin in München, Carmela Shamir. Seit vielen Jahren ist Abba Naor der bayerischen Volksvertretung eng verbunden. Regelmäßig nahm Naor an Gedenkveranstaltungen des Landtags teil. Im Dezember 2021 wurde der erste Bayerische Verfassungsorden an ihn verliehen.



Abba Naor im Gespräch mit Rachel Salamander.

Foto: Bayerischer Landtag

pm-ber

Förderung jüdischen Lebens

MÜNCHEN. Zwei Schwerpunkte hat der Antisemitismus-Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung Ludwig Spaenle in seiner Arbeit gesetzt: die Förderung jüdischen Lebens und den Kampf gegen Antisemitismus. Er hat damit den 2018 mit seiner Ernennung eingeschlagenen Weg fortgesetzt. Im Oktober läuft zum Termin der Landtagswahl der Zeitraum der aktuellen Berufung aus. „Angesichts der Verbreitung antisemitischer Tendenzen und der Zahl judenfeindlicher Straftaten halte ich weitere Anstrengungen im Kampf gegen Antisemitismus für notwendig. Ebenso wollen wir jüdisches Leben weiter fördern. Ich stehe hier fest an der Seite der jüdischen Gemeinden und verstehe mich als Ombudsmann ihrer Anliegen“, so Spaenle.

Der Förderung jüdischen Lebens in Bayern dient z. B. die Vernetzung jüdischer Gemeinden und Kultureinrichtungen mit staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, mit Kommunen und Vereinen. Im Juli haben sich über 100 Vertreter von Gemeinden, Organisationen und staatlichen Einrichtungen am dritten Vernetzungstreffen in Nürnberg beteiligt. Für Dr. Spaenle steht fest: „Wenn wir uns stark miteinander vernetzen, können wir nachhaltig jüdisches Leben in Bayern fördern.“ Diese Maßnahme ist eine von vielen, die sich als Fazit aus der fünfjährigen Amtszeit von Spaenle ergeben.

Außerdem wird beim Landesverein für Heimatpflege für zunächst vier Jahre eine Projektstelle zur Koordinierung und Vernetzung geschaffen, und bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde die Arbeitsgemeinschaft „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ eingerichtet. Die Digitalisierung der Archive der ehemaligen jüdischen Gemeinden, hier stehen mittlerweile weltweit und rund um die Uhr die Unterlagen aus den ersten Gemeinearchiven digital zur Verfügung, und die Dokumentation jüdischer Friedhöfe sind ebenfalls angestoßen.

„Der Antisemitismus in seinen verschiedenen Ausprägungen hat seinen Weg in die Mitte der Gesellschaft gefunden. Dagegen müssen wir von Seiten des Staates und der Zivilgesellschaft angehen“, so der Antisemitismusbeauftragte. Dr. Spaenle hatte zum Boykott des Konzerts des BDS-Propagandisten Roger Waters aufgerufen.

Zu den weiteren Anstrengungen gegen Antisemitismus zählen auch diese wirkungsvollen Schritte: Das bayerische Justizministerium hat für seinen Geschäftsbereich einen Beauftragten gegen Antisemitismus eingesetzt und bei den Generalstaatsanwaltschaften wurden ebenfalls Antisemitismusbeauftragte installiert, ebenso im Innenministerium. Auch von den Kommunen gibt es ein enormes

Engagement zur Förderung jüdischen Lebens.

Auf Initiative von Spaenle hat die Staatsregierung ein Gesamtkonzept gegen Antisemitismus verabschiedet. Auf dieser Basis wurde eine interministerielle Arbeitsgruppe eingerichtet. Auf der Basis der Definition „Antisemitismus“ der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) haben sich im Dialog mit dem Beauftragten Spaenle zahlreiche öffentliche Einrichtungen und zivilgesellschaftliche Organisationen, Verbände und Vereine klar gegen Antisemitismus bekannt. Auch hat Dr. Spaenle gemeinsam mit der Israelitischen Kultusgemeinde Regensburg eine Form der Auseinandersetzung mit einer Schmähdarstellung am Regensburger Dom erarbeitet, wie sich der Besitzer des Doms, der Freistaat Bayern, und der Nutzer, die Diözese Regensburg, von dieser wirkungsvoll distanzieren (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, Nr. 150, vom 4. April 2023, Seite 6).

„Die Arbeit ist aber nicht vollendet, das habe ich im Mai in meinem Rechenschaftsbericht herausgestellt. Die Aufnahme des Kampfes gegen Antisemitismus in die Bayerische Verfassung ist deshalb für mich eine vordringliche Aufgabe. Hier bin ich mit Parlament und Staatsregierung im Gespräch“, berichtet Dr. Spaenle.

David-Schuster-Realschule

WÜRZBURG. 65 Jahre sind vergangen, seit David Schuster zum ersten Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde in Würzburg nach dem Zweiten Weltkrieg gewählt wurde. Nach seiner Inhaftierung durch die Nationalsozialisten in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald und seiner Emigration nach Palästina war Schuster im Jahre 1956 nach Unterfranken zurückgekehrt. Für seine Verdienste und sein enormes Engagement für das jüdische Leben und das jüdische Vermächtnis in Deutschland erhielt David Schuster 1972 das Bundesverdienstkreuz. Die Erinnerung an ihn ist bis heute lebendig und so trägt die Würzburger Realschule an der Sandbergerstraße, in deren Hauptgebäude zwischen 1931 und 1938 die Israelitische Lehrerbildungsanstalt (ILBA) beheimatet war, seit rund 20 Jahren den Namen David-Schuster-Realschule. Die Israelitische Lehrerbildungsanstalt (ILBA) war weit über Würzburg hinaus bekannt als eine der Ausbildungsstätten für jüdische Religionslehrer. Die Schulfamilie ist dementsprechend stolz auf ihre Geschichte und ihren Namen und sieht in ihm auch die Verpflichtung, das Geden-

ken an David Schuster und seine Geschichte wach zu halten. Es ist also kein Zufall, dass die Erinnerungskultur und die Aufklärungsarbeit über die Deportationen der Würzburger Juden seit Jahren zu den Schwerpunkten im Schulleben zählen.

Anfang Juli überzeugten sich Kultusminister Michael Piazzolo und Kultusstaatssekretärin Anna Stolz gemeinsam mit Dr. Josef Schuster, dem Präsidenten des Zentralrats und Sohn von David Schuster, bei einem gemeinsamen Besuch von der lebendigen Erinnerungsarbeit der Schule. Kultusminister Michael Piazzolo hob dabei die Bedeutung und die Notwendigkeit der intensiven schulischen Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen, insbesondere mit der Shoa, hervor: „Unsere heutigen Schüler tragen nicht die Verantwortung für die unbeschreiblichen Verbrechen und Gräueltaten, die Menschen jüdischen Glaubens während der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft in Deutschland ertragen mussten. Doch es ist die Aufgabe und die Pflicht der jungen Menschen, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen und aus ihr zu lernen.

Mit der lebendigen und fest im Schulleben verankerten Erinnerungskultur gelingt dies an der Würzburger David-Schuster-Realschule vorbildlich. Ich kann alle Beteiligten nur dazu aufrufen, diesen Weg weiter zu beschreiten, denn Ausgrenzung und Hass dürfen in unserer Gesellschaft keinen Platz haben.“

Die aus Unterfranken stammende Kultusstaatssekretärin Anna Stolz ist eng mit Würzburg und der Region verbunden. Auch sie zeigte sich sehr angetan von den Projekten der Schule und betonte: „Die Schicksale der mehr als sechs Millionen Opfer der Shoa dürfen niemals in Vergessenheit geraten. Es ist beeindruckend zu sehen, mit wieviel Engagement und Leidenschaft die Würzburger Schüler gemeinsam mit ihren Lehrkräften gegen das Vergessen und damit auch gegen ein Wiedererstarken rechtsextremistischer Gedankenguts eintreten. Uns muss klar sein: Demokratie und Menschenwürde sind keine Selbstverständlichkeit, sondern müssen immer wieder aufs Neue verteidigt werden. Dabei sind Bildung und Erziehung das wirksamste Mittel gegen Hass und Intoleranz. Dieses Signal sendet

die David-Schuster-Realschule in die Region und wird so ihrem großen Namen gerecht.“

Auch Josef Schuster erklärte dabei: „Es freut mich, dass die Tradition des Gebäudes als ehemalige Israelitische Lehrerbildungsanstalt heute noch durch die Erinnerungsarbeit in der David-Schuster-Realschule weitergeführt wird. Die Erinnerung an das durch die Shoa ausgelöschte blühende jüdische Leben hier in Würzburg wird dadurch vor dem Vergessen bewahrt.“

Die David-Schuster-Realschule hat die Erinnerungskultur mit vielen verschiedenen Projekten fest im Schulleben integriert. So begeben sich in jedem Jahr stellvertretend für die Schulgemeinschaft Vertreter aller Klassen zusammen mit Lehrkräften, Schulleitung sowie einer Repräsentantin der Kirche auf den „Weg der Erinnerung“, um an verschiedenen Stationen der Opfer der ersten Deportation von Juden aus Würzburg im November 1941 zu gedenken. Hinzu kommen die Mitwirkung an Projekten wie „Meet a Jew“, verschiedene Zeitzeugenbesuche an der Schule oder die Teilnahme von Schülern an der Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag auf dem jüdischen Friedhof in Würzburg.

Die David-Schuster-Realschule steht in ihrem Engagement stellvertretend für



Digitales Lernen an der David-Schuster-Realschule mit (v.li.) einer Schülerin, Josef Schuster, Minister Piazzolo und Staatssekretärin Anna Stolz. Foto: Julien Becker, StMUK

alle bayerischen Schulen, denn die Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte, mit dem Staat Israel, aber auch mit Antisemitismus sind in den bayerischen Lehrplänen, der Lehrerbildung sowie in zahlreichen (regionalen wie überregionalen) Projekten, Kooperationen und Initiativen fest verankert. Bei der Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Extremismus ist der Blick dabei immer auch auf die zwölf dunkelsten Jahre der deutschen Geschichte gerichtet. Ein-

gedenk der historischen Verantwortung des Freistaates ist es ein zentrales Anliegen der historisch-politischen Bildung in Bayern, die Kultur und Geschichte des Judentums als wesentlichen und integralen Bestandteil Bayerns zu zeigen und damit Antisemitismus vorzubeugen.

Die Erinnerungskultur blieb dabei nicht das einzige Thema des Tages, denn am 7. Juli fand an der David-Schuster-Realschule auch der „Tag des Handwerks“ statt, an dem lokalen Handwerksbetrieben in besonderem Maße die Möglichkeit gegeben wird, ihre vielfältigen Berufsfelder praxisnah vorzustellen und gleichzeitig die Vorteile der dualen Ausbildung zu vermitteln. Der Projekttag fügt sich so in die bereits etablierten Maßnahmen und Angebote der beruflichen Orientierung an der jeweiligen Schule ein und trägt dazu bei, zukünftige Fachkräfte in diesen Berufsfeldern heimatnah zu gewinnen.

Gleichzeitig ist die David-Schuster-Realschule Teil des Pilotversuchs „Digitale Schule der Zukunft“, bei dem bayernweit an rund 250 Schulen in ausgewählten Jahrgangsstufen das Lernen mit mobilen Geräten auf ein neues Level gehoben werden soll. Die Schülerinnen und Schüler erhalten dabei eigene, staatlich bezuschusste Notebooks oder Tablets, die sie sowohl im Unterricht einsetzen als auch für Hausaufgaben nutzen. pm-bere

DenkOrt

Von Rotraud Ries

WÜRZBURG. Sie liefen mitten am Tag durch die Innenstadt, von der Bibrastraße zum Hauptbahnhof: Die letzte Gruppe jüdischer Bewohner in Würzburg, 64 Menschen, bewacht von vier Schutzpolizisten. Vor 80 Jahren, am 17. Juni 1943, wurden sie deportiert. Im Anschluss erklärte die Gestapo Mainfranken für „judenfrei“.

Am Hauptbahnhof musste die Gruppe zwei bereitgestellte Waggons besteigen, die an einen regulären Zug nach Nürnberg angekoppelt waren. Der eine sollte nach Auschwitz-Birkenau, der andere nach Theresienstadt führen. Die 57 Menschen in dem Zug nach Auschwitz wurden wohl gleich nach der Ankunft ermordet. Von den sieben Personen, die in das Ghetto Theresienstadt gelangten, konnte eine Frau überleben. Die anderen starben in Theresienstadt oder wurden von dort nach Auschwitz weiter transportiert.

Seit den großen Deportationen nach Theresienstadt im September 1942 hatte die jüdische Gemeinde in Würzburg nur noch aus dieser kleinen Gruppe von Menschen bestanden. Etwa die Hälfte von ihnen hatte 1933 schon dort gewohnt. Die andere Hälfte war seitdem meist aus unterfränkischen Orten und selten freiwillig

zugezogen. Einige Personen der Gruppe gehörten zu den Funktionsträgern der Gemeinde. Sie waren von der Gestapo auch zur Vorbereitung der vorherigen Transporte herangezogen worden: Iwan Schwab, Leiter des Büros der jüdischen Gemeinde, die Journalistin Dr. Henny Stahl, die sich seit 1934 unermüdlich als Sozial- und Emigrationsberaterin einsetzte, ihr Bruder Eugen Stahl und der letzte Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Selig



DenkOrt-Koffer aus Bad Königshofen am Würzburger Hauptbahnhof.

Foto: Rotraud Ries

Steinhäuser, bis 1942 Direktor der jüdischen Volks- und Berufsschule. Iwan Schwab und Henny Stahl waren bereits im März verhaftet worden und wurden erst unmittelbar zur Deportation aus dem Gefängnis entlassen.

Karl Lonnerstädter, Thekla Schloss und Paula Kohlmann arbeiteten als Sachbearbeiter bzw. Bürokräft und Kontoristin in der Geschäftsstelle, Karl Künstler als Hausmeister in der Bibrastr. 6, Dora Schwabacher verwaltete die Kleiderkammer. Für die Alltagsbedürfnisse sorgten Krankenschwestern, Bäcker, Köche, Gärtner, Schlosser, Näherinnen, eine Schuhmacherin, Lehrerinnen und Hausangestellte. Auch die letzten sieben Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Aschaffenburg gehörten seit Oktober 1942 zur Restgemeinde in Würzburg, darunter ihr letzter Vorsitzender, der Landgerichtsrat Meier Kahn und seine Frau Lilly.

Ein großer Teil der Restgemeinde lebte in den letzten Monaten in Würzburg isoliert von der Umgebung in der Sammelunterkunft in der Bibrastraße 6. In dem großen Gebäude, dem ehemaligen Internat der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt, hatten bis zu den vorherigen Deportatio-

nen hunderte Menschen unterkommen müssen. Doch nach der Enteignung der großen Synagoge und der Volksschule an der Domerschulstraße war dort auch ein neues Gemeindezentrum entstanden. Die Bewohner organisierten ihren Alltag und ihre religiösen Bedürfnisse gemeinsam, jeder war für bestimmte Aufgaben zuständig. Fünf Personen wohnten abseits von den anderen außerhalb der Stadt, im Gebäude auf dem jüdischen Friedhof. Zu ihnen gehörten drei junge Erwachsene und ein Kleinkind.

Das jüngste Kind von allen war Sally Heippert, geboren am 9. Januar 1942 im Israelitischen Krankenhaus in Frankfurt a.M. Zu dieser Zeit befand sich seine ledige Mutter Käthe Heippert im Heim des Jüdischen Frauenbunds in Neu-Isenburg. Dort konnte sie sich in einer halbwegs geschützten Umgebung auf ihr Kind vorbereiten. Sallys Vater ist nicht bekannt. Als das Heim im März 1942 schließen musste, zog Käthe Heippert mit ihrem Baby nach Würzburg. Dort hatte sie bereits zuvor als Hausangestellte gearbeitet. Im Haus auf dem Friedhof lebten auch Sofie Krebs und ihre beiden Söhne Julius und Walter. Als Gärtner war Walter Krebs wohl für den Friedhof zuständig und

konnte durch den Anbau von Obst und Gemüse zur Versorgung der Mitbewohner beitragen.

Michael und Elisabeth Weinberger gehörten mit ihrer Mutter Ruth zu den Bewohnern der Bibrastraße. Sie waren die letzten jüdischen Kinder im Schulalter in Würzburg, elf und sieben Jahre alt. Ihre Mutter erteilte ihnen Privatunterricht und baute im Hof des Gebäudes Gemüse an. Sie war Krankenschwester. Der Vater Karl Weinberger war Erster Staatsanwalt und Landgerichtsrat in Würzburg gewesen und 1941 an einer Blutvergiftung gestorben.

Die Eltern Weinberger hatten sich erst nach dem Novemberpogrom 1938 und nach der Zerstörung ihrer Wohnung entschlossen auszuwandern, was jedoch nicht mehr gelang. Die drei Kinder sollten mit einem Kindertransport nach England ausreisen. Als es so weit war, brachten Ruth und Karl Weinberger es nicht fertig, den beiden jüngeren Kindern die Trennung zuzumuten. Nur die elfjährige Hannah stieg im Juni 1939 in den Zug. Sie überlebte als einziges Familienmitglied und verbrachte ihr Leben als Hannah Hickman in England.

Auch individuelle Zufälle führten dazu, dass einzelne Personen zur Gruppe der

zuletzt Deportierten gehörten. Doch insgesamt deutet die berufliche und die Altersstruktur darauf hin, dass die Leitung der Gemeinde, die an der Zusammenstellung der vorherigen Deportationslisten beteiligt war, darauf achtete, dass die Restgemeinde im Alltag noch funktionsfähig war. Und dass noch ein letztes Fünkchen Hoffnung blieb, mit Kindern und jungen Menschen jüdisches Leben fortzusetzen. Die grausame Konsequenz der NS-Politik hat diese Option zunichte gemacht. Was keiner ahnen konnte: Nur zwei Jahre später, nach der Befreiung von der NS-Diktatur, sollte ein Neuanfang auf sehr kleiner Basis, mit wenigen überlebenden Kindern und Jugendlichen wieder möglich werden.

Zum Gedenken an die vor 80 Jahren aus Würzburg deportierten Menschen fand im Juni eine Veranstaltung am DenkOrt Deportationen am Würzburger Hauptbahnhof statt. Neun weitere Gedenk-Gepäckstücke aus Kommunen in Unterfranken wurden der Öffentlichkeit übergeben. Weitere Informationen dazu auf www.juf-gedenken.de.

Die Autorin war langjährige Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums in Würzburg.

Stolpersteine Würzburg

Ende Juli fand die 33. Verlegung von Stolpersteinen in Würzburg statt. 15 kupferfarbene Quadrate, die im Gedenken an die Opfer des NS-Regimes in den Boden eingelassen wurden, fanden ihren Platz an verschiedenen Adressen in der Stadt. Damit steigt die Zahl der seit 2006 in Würzburg verlegten Stolpersteine auf 696, so viele, wie in keiner anderen bayerischen Stadt.

Neben dem Gedenken an Juden und Opfern der „Euthanasie“-Verbrechen lag der Schwerpunkt diesmal auf dem Gedenken an die homosexuellen Opfer. Sechs Männer aus Würzburg wurden in den Konzentrationslagern ermordet, darunter der Obsthändler Georg Burger. Der 1896 geborene Würzburger war Soldat im Ersten Weltkrieg. Einige Jahre nach Kriegsende musste seine Mutter krankheitsbedingt ihren Obststand auf dem Würzburger Markt aufgeben. Georg übernahm den Stand und sorgte fortan für seine Mutter, bis er wegen seines gleichgeschlechtlichen Begehrens 1936 und erneut 1940 zu Gefängnisstrafen verurteilt wurde. Direkt nach Ende seiner Haft im Dezember 1941 lieferte ihn die Gestapo Würzburg als „Vorbeugungshäftling“ in das KZ Flossenbürg ein. Bereits wenige Monate später erhielt seine Mutter die Nachricht von seinem Tod.

Vor seinem ehemaligen Wohnort in der Saalgasse 3 nahe der Alten Mainbrücke

erinnert nun ein Stolperstein an Georg Burger. Die Patenschaft für den Stein wurde von dem 31. Ausbildungsjahrgang der Bayerischen Bereitschaftspolizei übernommen, der sich über mehrere Wochen mit den Schicksalen der homosexuellen Opfer des NS-Regimes auseinandergesetzt hatte. Dabei wurde auch die Frage nach der Rolle der Polizei und die Situation queerer und gleichgeschlechtlich begehrter Menschen in der heutigen Gesellschaft diskutiert. Dr. Riccardo Altieri, Leiter des Johanna-Stahl-Zentrums, begleitete die angehenden Polizisten in den Seminaren und unterstrich die Bedeutung der Auseinandersetzung mit dem Unrecht: „Es ist ein ganz besonders starkes Zeichen, wenn die Polizei von heute



OB Schuchardt (links) und Polizeihauptkommissar Roth bei der Stolpersteinverlegung. Fotos: Johanna-Stahl-Zentrum

sich derartig eindrucksvoll gegen das Unrecht von einst stellt. Denn damals war es ja die Geheime Staatspolizei, die den Menschen so unfassbares Leid zugefügt hat. Solch ein Beispiel für Erinnerungskultur macht Mut in unserer politisch so unruhigen Zeit.“

Bei der feierlichen Verlegung des Stolpersteins gemeinsam mit Würzburgs Oberbürgermeister Christian Schuchardt erinnerten die angehenden Beamten mit einer Obstkiste an Georg Burger, in Anlehnung an seinen Beruf. Die Patenschaft und die Auseinandersetzung mit dem Schicksal verfolgter Minderheiten zeige, „dass mittlerweile ein Bewusstsein für einen kritischen Umgang mit Antisemitismus und Angriffen auf Homosexuelle oder sonstige Minderheiten existiert“, erklärte Polizeihauptkommissar Roth. Dies war nicht immer so. „Heute gibt es bei der Polizei rote Linien zu Sexismus, Rassismus und Co. – wer eine davon überschreitet, fliegt raus.“ Am Abend folgten mehr als 300 Gäste der Einladung des Mainfränkentheaters in Kooperation mit dem queeren Zentrum WuF e.V. zu einer Abendveranstaltung in der Theaterfabrik Blaue Halle. In drei Monologen verhandelten Schauspieler die Frage nach queerer Identität und dem Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft in der Weimarer Republik, der NS-Zeit und der Nachkriegszeit. *Marian B. Fritsch*

AMBERG

Gäste der Gemeinde

Unsere Gemeindemitglieder haben sich in den Wochen vor Purim getroffen, um zu basteln und den Raum zu schmücken. Am Feiertag las Rabbiner Dray die Megilat Esther, und wir und unsere Gäste (unter anderem von RIAS Bayern) konnten zur Musik der Ginzburg Dynastie das Tanzbein schwingen.



Mit großer Freude feierte unsere Gemeinde auch das Pessachfest. Wir durften Gäste aus Israel und den USA begrüßen und verbrachten viele schöne Stunden bei Gebet und Seder zusammen. An allen acht Pessach-Tagen gab es Programme in der Gemeinde.

Besuch hatten wir außerdem von zwei Bundestagsabgeordneten: Im März besuchte uns Susanne Hierl, im Mai Marlene Schönberger. Für diese Möglichkeit, unsere Anliegen auch in die Politik zu tragen, sind wir sehr dankbar.

Unser Grillfest

Im Sommer nutzen wir gerne den Garten der Gemeinde für Grillfeste. Diesmal gab es ein besonderes Event zusammen mit einer interkulturellen Kochgruppe. Die Idee ist einfach: Drei bis vier Kleingruppen planen ein Gericht und bereiten es gemeinsam zu, sodass am Ende eine leckere Mahlzeit für alle steht. Wir steuerten israelisches Essen mit Salat und Hummus bei, einige Ukrainerinnen bereiteten Dips zu und eine Gruppe aus dem Iran servierte einen süßen Nachtsch. So konnten wir nicht nur uns gegenseitig,

sondern auch verschiedene Kulturen und Küchen kennenlernen.

Ein Highlight des Jahres war sicher unser Ausflug nach Budapest. Das reichhaltige jüdische Leben dort und die prächtigen Synagogen haben uns nachhaltig beeindruckt.

AUGSBURG

Purim

In unserer Gemeinde gab es vor der Lesung der Megilat Esther eine Theateraufführung zu den historischen Ereignissen. Wir sahen den persischen König Ahaschwerosch (Vitaliy Levin), die Königin Esther (Tanya Jefremowa) und den bösen Haman (Oleksandr Plotkin). Die Regisseurin war Nadezda Kurovskaya, die auch die Kostüme vorbereitet hatte. Die Moderatoren waren Zhenya Schulmann und Efim Serebnitsky. Den Abschluss bildete ein Lied von Tatyana Jefremowa. Das Fest wurde durch eine Aufführung der Frauentanzgruppe (Irina Huseynova) und unseres Chors (Irina Fandrallyuk) vervollständigt. Die Lesung der Schriftrolle begann nach dem Abendgebet. Der Gottesdienst und die Lesung wurden von David Lisowski geleitet.

Nach der Lesung begaben sich alle Anwesenden in den Festsaal, wo unser Küchenpersonal ein Festmahl vorbereitet hatte. Es gab viel zu essen, besonders lecker waren die Hamantaschen. Das Ehepaar Lisowski veranstaltete ein Gewinnspiel, bei dem fast jeder Teilnehmer ein Geschenk erhielt. Die Besucher verhielten sich entspannt, die Kinder trugen Masken oder Kostüme, die zum Feiertag passten.

B. Shaykhit



Purim in der Augsburger Synagoge.

BeJachad

Unser Frauenverein BeJachad besteht derzeit aus 46 Frauen unterschiedlichen Alters. Trotzdem finden wir gemeinsame Interessen, und das gibt uns Freude an den Begegnungen. Vor kurzem haben wir das Ballett „Dornröschen“ besucht. Die Musik von Tschaikowsky, die schönen Kostüme und die Tänze haben uns tief berührt. Die Psychologin Vera Davidenko hilft uns bei der Bewältigung psychologischer Probleme durch wöchentliche Gruppenstunden. Die Finanzierung unserer Treffen und Veranstaltungen erfolgt mit Geldern von „Aktion Mensch“. Wir danken unserer Projektleiterin Viktoria Kämpf für ihre Hilfe bei der Projektgestaltung.

Am 20. April hatten wir unser Treffen zum Thema „Das Backen von Challa“, diesmal mit der Frau unseres Rabbi Goldschmid. Miriam erklärte uns die Bedeutung der Trennung von Challa – Afrashat halah. Und nun begannen unsere Damen aus dem vorbereiteten Teig Challa zu machen. Es war nicht zu übersehen, mit welchem Eifer sie aus dem Teig Zöpfe flochten. Miriam und Zhenya Lisowski erklärten und halfen bereitwillig beim „Flechten“, Ella Demerchyan legte die geflochtenen Challot auf Bleche, bestrich sie mit einem Ei und backte sie.

Ich möchte mich bei der Köchin Ludmila für den leckeren Teig bedanken, bei Inna Kodak für die Hilfe bei der Organisation und bei Ella Demerchyan für die direkte Hilfe beim Backen der Challot. Vielen Dank an Miriam und Zhena Lisowski für ihre Geduld, ihre Bereitschaft, ihr Wissen über das Judentum zu teilen. Wir, die Vereinigung jüdischer Frauen, sind sehr glücklich darüber, dass wir nun Rebbetzin Miriam haben. Schulmann Evgeniya

Minister Blume besucht Synagoge

Am 14. März empfing der Präsident der IKG Schwaben-Augsburg, Alexander Mazo, den bayerischen Staatsminister für Wissenschaft und Kultur, Markus Blume, um in Anwesenheit von Oberbürgermeisterin Eva Weber einen Scheck in Höhe von 4.676.000 Euro des Bayerischen Entschädigungsfonds für die Generalsanierung der Synagoge entgegenzunehmen. Bei den Reden wurde einmal mehr bekräftigt, dass das jüdische Leben in Bayern seinen festen Platz hat. „Das ist ein großer Tag“, sagte IKG-Präsident Alexander Mazo im Rahmen des Besuchs. Die Zusage des Freistaats gebe zusätzliche Sicherheit,

das Projekt in der vorgesehenen Form umzusetzen. Bislang liege man voll im Plan. Die Sanierungsarbeiten erstrecken sich Schritt für Schritt über den gesamten Komplex. Bereits weit fortgeschritten ist die Reparatur des großen Westfensters, erneuert werden derzeit aber auch die vier steinernen Löwen. Haustechnik und Brandschutz kommen auf den neuesten Stand, und das Jüdische Museum erhält einen neuen klimatisierten Funktionsraum. Auch das Thema Sicherheit vor dem Hintergrund antisemitischer Angriffe spielt eine wichtige Rolle.

Minister Blume würdigte die Synagoge als „monumentales Baudenkmal“ mit herausragender religiöser und historischer Bedeutung und die Oberbürgermeisterin betonte, welche wichtige Rolle die jüdische Gemeinde in Augsburg einnehme. Ihr Wunsch sei es, dass die Synagoge zu einem „offenen Ort“ werde.

Schnellschachturnier

Am 23. April kamen 20 Schachspieler aus den jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, München und Regensburg zum Schachturnier zu uns. Die Einzelmeisterschaft gewannen Igor Tokarev und Jakob Gubariev. Weitere drei Plätze belegten Harlevsky Anton, Kononenko Alexandr (Senioren) und Bergaus Avigdor (alle München). Dann folgten Mark Albeker, Vitaliy Levin (beide Augsburg) und Nellya Vidonyak (München, erster Platz bei den Frauen). Den ersten Platz unter den Nestoren (älter als 75 Jahre) gewann Vladimir Weinberg (Bamberg) und unter den Junioren Luis Löfflad. Die Mannschaftsmeisterschaft gewann München mit 19,5 Punkten, den zweiten Platz die Mannschaft Augsburg mit 19 Punkten und den dritten Platz die Mannschaft Regensburg mit 11,5 Punkten. Die ersten drei Plätze im Juniorenturnier gewannen die Schachspieler aus München. Alle Gewinner wurden mit Pokalen und Urkunden



Schachturnier in der Augsburger Gemeinde.



Der Scheck aus Bayern.

den ausgezeichnet und alle Teilnehmer erhielten die Jubiläums-Gedenkmedaille „20 Jahre Schachklub IKG Schwaben-Augsburg“. *Isaak Urbach, Turnierleiter*

Sonntagsschule

Am 21. Mai und 11. Juni trafen sich die Kinder in der Synagoge zum Unterricht mit dem Rabbiner. Aufgrund seiner Torah-Kenntnisse findet Asher Goldshmid immer interessante Themen, über die er mit den jungen Menschen sprechen kann. Nach Meinung der Schüler sind solche Treffen sehr begehrt. Für das Treffen im Juni hatte Olga Lempert ein Quiz zum Thema Kaschrut vorbereitet, das die Anwesenden von der ersten Minute an in seinen Bann zog. Danach genossen die Kinder eine leckere Gemüsepizza.

Wir laden alle Kinder ein, die sich mit unseren Traditionen vertraut machen möchten. Am 21. Mai ging es gleich nach dem Informationstreffen mit dem Rabbiner in den Kletterpark. Er befindet sich am Schloss Scherneck. Hier hatten die

Kinder nicht nur Spaß und Freude, sondern lernten auch Schwierigkeiten zu überwinden, denn sie mussten ihre Ziele selbst erreichen und Hindernisse unter Kontrolle halten. Auch hier verbrachten die Kinder den ganzen Tag zusammen.

Jüdische Tradition

Am 4. Juni fand im Festsaal der Gemeinde auf Initiative von Vorstandsmitglied Mykhaylo Abramovych ein Seminar über jüdische Traditionen statt. Die Teilnehmer zeigten starkes Interesse, sich wieder zu treffen und wirklich etwas von der Religion zu verstehen. Das Seminar wurde von den drei Rabbinern Asher Goldshmid aus unserer Gemeinde, Naftoli Surovtsev aus Baden-Baden und Shaul Nekrich aus Kassel geleitet. Jeder von ihnen bearbeitete ein bestimmtes Thema. Asher Goldshmid verglich das Judentum mit Religionen wie Christentum, Islam und Buddhismus unter dem Gesichtspunkt ihres Ursprungs. Mit diesem Vergleich wollte er aufzeigen, dass das Judentum auf den



Unterricht mit dem Rabbiner.



Seminar mit drei Rabbinern.



Veranstaltung in der Augsburgener Synagoge.

Geboten und Weisungen des Allmächtigen beruht. Rabbi Surovtsev entfaltet vor den Zuhörern ein breites Bild der jüdischen Geschichte, das die Entstehung der jüdischen Gesetze widerspiegelte. Interessant war auch der Vortrag des Rabbiners über seine Suche nach Rezepten der alten jüdischen Küche.

Rav Shaul Nekrich sprach über die Bedeutung des jüdischen Gebetes. Nach den Vorträgen der Rabbiner war Zeit für eine Frage- und Antwortrunde vorgesehen. Fast alle angesprochenen Themen bedürfen einer weiteren Vertiefung. Gleichzeitig waren nach Meinung der Mehrheit alle Vorträge sehr interessant und informativ. Den meisten Zuhörern gefielen sowohl die Zusammensetzung der Themen als auch das Format des Dialogs mit den Rabbinern. Ich möchte mich bei allen bedanken, die an der Organisation des Seminars beteiligt waren. *B. Shaykhit*

Anders sprechen über Israel

Im Juni organisierte die Gemeinde in Kooperation mit dem israelischen Generalkonsulat, dem Polizeipräsidium Schwaben Nord, der Bereitschaftspolizei in Königsbrunn, dem Bayerischen Innenministerium und Vertretern der Stadtverwaltung eine Vortragsveranstaltung mit dem Titel „Diversität Israel – Anders sprechen über Israel“. Nach einer Einführung und Begrüßung durch den Präsidenten der Gemeinde, Alexander Mazo, sprachen auch die Generalkonsulin Carmela Shamir und der Polizeipräsident Martin Wilhelm. Der Beauftragte der Bayerischen Polizei gegen Hasskriminalität und Antisemitismus, Michael Weinzierl, gab in seinem Vortrag „Einblicke zu verschiedenen Aspekten des Antisemitismus“. Die Akademische Leiterin der Bildungsabteilung des Generalkonsulats des Staates Israel in Süddeutschland, Dr. Julie Grimmeisen, referierte über „Anders über Israel sprechen – Diversität in Israel“. Außerdem hielt sie einen Vor-

trag über ausgewählte Aspekte des Lebens im modernen Israel. Die gesamte Veranstaltung wurde durch den Beauftragten für die Bekämpfung des Antisemitismus, Hermann Bredl, moderiert.

A. Mazo, Vorstand

BAMBERG

Liberaler Gemeinde Mischkan ha-Tfila

Sehr gut besucht war unsere Purim-Party. Vor allem unsere kleinen Gäste hatten Spaß bei den gemeinsamen Spielen und auch mit dem schönen Heft, das Yocheved Lipp, unsere Grundschullehrerin, wieder für die Kinder gestaltet hat. Zuerst wurde die Megillat Esther verlesen. Groß und klein erfreuten sich anschließend an den vielfältigen Köstlichkeiten, die unsere Mitglieder vorbereitet hatten.

Den Gemeinde-Seder haben wir zum ersten Mal seit der Corona-Zeit wieder in

Präsenz gefeiert. Es war ein etwas kleinerer Kreis als sonst, da viele Mitglieder in den Corona-Jahren begonnen hatten, den Seder zu Hause als Familienfeier zu begehen. Rabbinerin Deusel hatte dazu Seminare zur Vorbereitung veranstaltet. Dennoch bestand für die Gemeinde das Bedürfnis, auch wieder einen gemeinsamen Seder im Gemeinderaum auszurichten. Wer diesen besuchte, hat einen wunderbaren Abend erlebt mit vielen spirituellen Anregungen, mit denen Rabbinerin Deusel durch die Haggada führte.

So wie zu Pessach wurden auch an Schawuot alle Gottesdienste gefeiert, und auch die regulären Schabbat-Gottesdienste fanden alle durchgehend statt. Dabei haben wir eine bewährte Neuerung aus der Corona-Zeit beibehalten, nämlich pro Monat jeweils einen Kabbalat Schabbat und einen Schabbat Schacharit per Zoom zu organisieren. Dies ist insbesondere für diejenigen gedacht, die aus gesundheitlichen Gründen nicht zum Betsaal kommen können.



Purim Mischkan ha-Tfila in Bamberg.

Foto: Privat

Aron Hakodesch

Ende Juni hat unser Betsaal den lang ersehnten neuen Aron Hakodesch erhalten. Er wurde für unsere Gemeinde von der Schreinerei Kiltz angefertigt, unter Mitarbeit unseres Gemeindemitglieds Smadar Becker. Die Schreinerei fertigt nun noch eine dazu gehörige Bima an, und wir hoffen, dass diese rechtzeitig zu den Hohen Feiertagen eingebracht werden kann. Kurz nach der Einbringung des Aron Hakodesch, am Schabbat Mattot-Massej, feierte die Gemeinde die Bar Mitzwa von Benjamin Kraetschmer. Es war ein Ereignis von großer Symbolkraft, dass der erste Gottesdienst mit dem neuen Aron Hakodesch mit einer Bar Mitzwa begangen werden konnte. Mit etwa 50 Teilnehmern war unser Betsaal bis auf den letzten Platz besetzt.

Schulprojekt

Unter dem Titel „Alef-bet – Das musikalische Alphabet der Erinnerungskultur“ fand an mehreren Schulen in Bamberg und im Umland eine Schulprojekt-Reihe statt, organisiert von Thomas Spindler und seiner Familie in Zusammenarbeit mit unserer Gemeinde. Die Projektstage beinhalteten jeweils Workshops zu Antisemitismus, aber auch zu jüdischer Geschichte und Tradition und zu jüdischem Leben heute. Während beispielsweise eine Gruppe in der Schulküche jüdisch-israelische Kochrezepte ausprobierte, erarbeitete eine andere Gruppe unter Anleitung von Danny Donner, dem musikalischen Direktor der Tel Aviv School of Arts, zwei traditionelle jüdische Musikstücke. Wieder andere diskutierten mit Rabbinerin Deusel und Fiona Atay-Sandyk über den jüdischen Alltag in Deutschland und Israel. Auch der Antisemitismus-



Der Bar Mitzwa Benjamin Kraetschmer mit seinem ersten Tallit. Foto: Blanca Melendez

beauftragte der Stadt Bamberg, Patrick Nitzsche, betreute einen der weiteren Workshops, in dem er mit den Schülern über die vielfältigen Erscheinungsformen des Antisemitismus ins Gespräch kam. Am Ende des Schultags stellten die Workshop-Gruppen das von ihnen Erarbeitete vor. Namensgebend für dieses Schulprojekt war das deutsch-jüdische Liederbuch von Abraham Zwi Idelsohn (Ben Jehuda), das 1912 unter dem Titel *Sefer Ha-Shirim* erschienen war. Das Buch liegt nach 110 Jahren nun erneut für die Öffentlichkeit vor, in einer von Gila Flam herausgegebenen Neuauflage von 2022. Gefördert wird das Schulprojekt von der Liz Mohn Kultur- und Musikstiftung, der Oberfrankenstiftung und zahlreichen weiteren Institutionen, mit Unterstützung von Dr. Ludwig Spaenle, dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben.



Schulprojekt an der Maria-Ward-Realschule Bamberg, von links: Thomas Spindler, Rabbinerin Deusel, Dr. Felix Klein, Tim Kurockin (von Meet a Jew, IKG Amberg).

Foto: Gabriele Czornohuz

ERLANGEN

Das Jubiläumsjahr

Die Jüdische Gemeinde feiert ihr 150-Jahre-Jubiläum. Aus diesem Anlass findet ein umfangreiches Programm statt, das die Besucher über das ganze Jahr mit spannenden Vorträgen, Lesungen, Führungen und Konzerten begleitet. Dabei wird an die jüdische Geschichte von Erlangen erinnert und jüdischer Kunst und Kultur Raum gegeben.

Schon im 15. Jahrhundert waren Juden in Erlangen ansässig. Durch das Niederlassungs- und Gewerbeverbot des Markgrafen Christian Ernst von 1711 war es den Juden nicht mehr möglich, in Erlangen zu leben. Mit dem Beschluss des Bayerischen Landtags über die Allgemeine Freizügigkeit von 1861 durften sich Juden wieder in Erlangen niederlassen. Zur Gründung der ersten jüdischen Gemeinde in Erlangen kam es am 15. März 1873, als sich die jüdischen Familien aus Bruck und Erlangen zu der „Israelitischen Cultus-Gemeinde Bruck-Erlangen“ zusammenschlossen. Zu dieser Zeit engagierten sich u.a. die Erlanger Ehrenbürger Jakob Herz, Chirurg und Professor für Anatomie, und Isidor Rosenthal, Professor für Physiologie und Hygiene, für das jüdische Leben in Erlangen. Auch der berühmte Mathematiker Max Noether und seine Tochter Emmy Noether waren Teil der jüdischen Bevölkerung Erlangens.

Der Nationalsozialismus vernichtete die Existenzen der jüdischen Bevölkerung Erlangens. In der Reichspogromnacht vom 10. November 1938 wurden alle 61 Erlanger Juden im Hof des Rathauses versammelt. Die Mehrheit versuchte zu emigrieren, 13 wurden in Konzentrationslagern ermordet, 27 jüdische Patienten der Heil- und Pflegeanstalt wurden in Tötungsanstalten an verschiedenen Orten umgebracht.

In der Nachkriegszeit gelang es einer Gruppe jüdischer Studenten, das Gemeindeleben in der Stadt wieder aufleben zu lassen. Doch die neugegründete Gemeinde löste sich nach kurzer Zeit wieder auf, da viele wegzogen oder sich den größeren Gemeinden in Fürth und Nürnberg anschlossen. Der Rabbiner und Verleger Dr. Shlomo Lewin hatte in den 70er Jahren Pläne zur Neugründung einer jüdischen Gemeinde. Am 19. Dezember 1980 wurde Lewin mit seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke von Neonazis ermordet. Erst 20 Jahre danach, im Jahr 1997, entstand die neue Israelitische Kultusgemeinde Erlangen. Zugezogene Juden aus Osteuropa ermöglichten die Wiedereröffnung. Dank der Hilfe von Josef Jakobowicz und Max Fleischmann gelang es der JKG zwei

Torarollen zu erwerben. Eine dritte Tora wurde von Leo van Roojen gespendet. Heute blickt die Gemeinde auf eine lange Geschichte zurück, doch auch in Anbetracht des aktuell zunehmenden Antisemitismus schreckt sie nicht zurück, das 150-jährige Bestehen mit einem vielseitigen Programm ausgiebig zu feiern.

Die Auftaktveranstaltung fand in der *Woche der Brüderlichkeit* der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Palais Stutterheim statt. Gezeigt wurde der Film „Ermordet von den Händen von Bösewichten – Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen“. Danach gab es eine Podiumsdiskussion mit dem Journalisten Ulrich Chaussy, dem Bayerischen Staatsminister des Inneren, Joachim Herrmann, und der Leiterin des Instituts für Pädagogik und Schulpsychologie, Dr. Elisabeth Demleitner. Unter dem Titel „Verschüttete Pfade“ fand auch eine vierteilige Konzert- und Vortragsreihe über den jüdischen Komponisten Viktor Ullmann statt. Eindrucksvoll wurden dabei Ullmanns Werke über die verschiedenen Stationen seines Lebens vermittelt. Auf dem Erlanger Schlossplatz gab es eine Kundgebung zum 90. Jahrestag der Bücherverbrennung. Im Rahmen des Gedenkens an die Bücherverbrennung wurde die Kundgebung durch eine musikalische Lesung in der Stadtbibliothek fortgesetzt.

Die Journalistin und Moderatorin Shelly Kupferberg stellte in der jüdischen Gemeinde ihr Buch „Isidor – Ein jüdisches Leben“ vor. Auch der aus Kiew stammende Journalist Dimitrij Kapitelmann kam nach Erlangen, um der Gemeinde seinen zweiten Roman, „Eine Formalie in Kiew“, zu präsentieren. Finanziert wurden diese Buchvorstellungen vom Zentralrat. Unter dem Motto „Tanz im Park“ lud die Klezmer-Gruppe *Schmitts-Katze* zu einem musikalischen Abend mit Falafel, Humus, Pita und Salat ein. Zusätzlich veranstaltete der Tanzclub der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg israelische Tänze in der Herz-Jesu-Gemeinde.

In Kooperation mit der Volkshochschule gab es eine Führung über den jüdischen Friedhof, bei der Peter Friedmann die Geschichte des Friedhofs und der dort begrabenen Menschen schilderte. Der Stadtrundgang „Rechte Kontinuitäten in Erlangen“ mit Ralf Markert wurde vom Verein „Geschichte Für Alle“ initiiert und bot Jugendlichen ab 14 Jahren die Gelegenheit, sich mit der Vergangenheit des Nationalsozialismus und dem gegenwärtigen Antisemitismus auseinanderzusetzen.

Am 15. Juli konnte die Jüdische Gemeinde die Bar-Mitzwa von Alexander Blam feiern. Endlich war es mal wieder voll in der Synagoge. Alexander konnte seine Texte souverän vortragen, und die Gemeinde

freut sich über einen neuen Minjan-Mann. Mit der Festveranstaltung „150 Jahre Jüdische Gemeinde“ am 19. September im Palais Stutterheim wird die Veranstaltungsreihe ihren Höhepunkt erreichen. Neben Oberbürgermeister Dr. Florian Janik werden auch der Staatsminister des Inneren, Joachim Herrmann, und Dr. Ludwig Spaenle, Antisemitismus-Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung, sprechen.

Am 4. Oktober veranstaltet die JKG eine öffentliche Sukkotfeier im Garten der Synagoge. Es folgt ein Vortrag zum Thema „Auch hier gebrochene Beziehungen. Die frühe Geschichte der Juden in Erlangen“ am 25. Oktober im Stadtarchiv. Den Abschluss der Veranstaltungsreihe bilden ein Vortrag zur Reichspogromnacht am 12. November am jüdischen Friedhof sowie eine Chanukka-Feier am 10. Dezember am Hugenottenplatz. Die JKG bedankt sich herzlich bei allen Beteiligten für die Unterstützung des Jubiläumsprogramms. *Judith Wagner*

Rückkehr auf Zeit

George Rotenstein (87), gelernter Uhrmacher und Schmuckdesigner aus Sydney/Australien, besuchte am 1. Juni Erlangen, die Stadt, in der einst seine Familie lebte. Hier betrieb sein Vater Albert eine Tabakwarenhandlung, die nach Hitlers Machtübernahme von der Erlanger Öffentlichkeit boykottiert wurde. Mit seiner Frau Henny und dem damals gut einjährigen George konnte er 1937, ebenso wie seine Schwester Sinna, nach Australien emigrieren. Seinem Bruder Emil gelang die



Flucht nach Palästina, seine Schwester Fanny überlebte in Nürnberg in einem Kellerversteck. Drei Mitglieder der Familie wurden jedoch Opfer des NS-Regimes: Georges Großmutter Sophie und deren jüngste Tochter Jenny, die wegen einer Behinderung kein Ausreisevisum erhielt, wurden im KZ Theresienstadt ermordet. Sein Onkel Simon, ein virtuoser Geigen- spieler, nahm sich wegen des Auftrittsverbotes für jüdische Künstler 1933 das Leben.

Begleitet wurde George Rotenstein auf seiner „Tagesreise in die Vergangenheit“ von Ester Limburg-Klaus, der 1. Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Erlangen, und Gisela Sponzel-Trykowski, deren Mutter als Beauftragte der Stadt Erlangen für die Betreuung ehemaliger jüdischer Mitbürger bis zu ihrem Tod 2010 nach Überlebenden des Holocaust gesucht und u.a. George Rotensteins Vater ausfindig gemacht hatte.

Der Tag begann mit dem Besuch der Gräber auf dem Jüdischen Friedhof. Dort sind sein in Erlangen verstorbener Groß-



Besuch von George Rotenstein im Erlanger Rathaus, links Oberbürgermeister Florian Janik, rechts Rahel Schormann, stellv. Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde. Foto: Stadt Erlangen

„Die Familie Rotenstein lebte vor und während des Nationalsozialismus in Erlangen. Ein Teil der Familie konnte Deutschland rechtzeitig verlassen. So entkam George Rotenstein als Baby nach Australien. Er und auch sein Vater haben Erlangen seither mehrfach besucht. Heute hat er sich im Rathaus in das Gästebuch der Jüdischen Gemeinde im Beisein der stellv. Vorsitzenden Rahel Schormann eingetragen. Seine Familienmitglieder Jenny Rotenstein, Sophie Rotenstein und Simon Rotenstein haben Deutschland nicht rechtzeitig verlassen können und wurden von den Nazis ermordet. Vor dem Haus in der Hauptstraße, in dem sie lebten, sind heute Stolpersteine verlegt. Danke für diesen berührenden Besuch.“

Post von OB Janik auf seinem privaten Facebook-Kanal.

vater Georg und sein Onkel Simon bestattet. An den gewaltsamen Tod von Großmutter und Tante im KZ Theresienstadt erinnern ihre eingravierten Namen auf den Stolpersteinen. Nach einem Bummel über die Erlanger Bergkirchweih und einem kleinen Imbiss in einem Café, das schon seine Eltern kannten, empfing Oberbürgermeister Dr. Florian Janik George Rotenstein im Rathaus. Er überreichte ihm zur Erinnerung Kopien von Einträgen aus einem Poesiealbum, die Fanny und Simon 1912 für ein Nachbarkind verfasst hatten. In Anwesenheit von Rahel Schormann, der stellvertretenden Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde, trug sich George Rotenstein noch ins Gästebuch der JKG ein. Die anschließende Führung durch das jüdische Erlangen von früher und heute, mit kleinen Abstechern in die hugenottische Vergangenheit der Stadt, endete an den 2007 verlegten Stolpersteinen für Sophie, Jenny und Simon Rotenstein. Nach einem beein-



Die Praktikanten säubern unser Denkmal.

druckenden und bewegenden Tag wurde schließlich der „Rückkehrer auf Zeit“ im Beisein von Altoberbürgermeister Dr. Dietmar Hahlweg mit einem festlichen Abendessen verabschiedet.

Gisela Sponsel-Trykowski

Drei Praktikanten in der Jüdischen Gemeinde

Vom 12. bis zum 23. Juli waren drei Praktikanten aus der Waldorfschule in unserer Gemeinde. Ester Limburg-Klaus, unsere Vorsitzende, konnte den Praktikanten ein sehr umfangreiches Programm anbieten. Dazu gehörte die Geschichte des Landjudentums mit Konzert in der Synagoge Ermreuth und das IT-Marketing mit Werbung für unsere Tanzveranstaltung. Sie schrieben auch Einladungen und lernten israelische Tänze mit den Tänzern der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg. Mit Christof Eberstadt, dem Beauftragten der Jüdischen Kultusgemeinde für die Geschichte der alten jüdischen Gemeinden, waren die Praktikanten unterwegs auf den Spuren der jüdischen Stadtgeschichte. Auch das Putzen von Stolpersteinen, das Kennenlernen, gemeinsam mit unserem Koch, der Kaschrut und die Begleitung unseres Sicherheitspersonals gehörten zu den Tätigkeiten der Praktikanten. Ein gelungenes Projekt, von dem Schüler, Eltern, Lehrer und die jüdische Gemeinde profitieren konnten.

HOF

Ende Januar wurde im Hofer Centralkino ein Film über Alfreda Weil sel. A. vorgeführt. Der Film war in vielerlei Hinsicht sehr emotional und besonders, da einer der Regisseure während der Premiere anwesend war. Am 6. März begingen wir den Taanit-Esther-Fastentag und abends lasen wir die Megilat Esther. Am folgen-

den Sonntag feierten wir Purim in der Gemeinde. Der Chor Shalom hat mit vielen schönen Liedern das Fest bereichert. Auch die Jugendlichen haben am Programm der Feier teilgenommen.

Ende März besuchte uns das Karolina TRYBALA-Trio mit dem Konzert „Tate-Mame – eine musikalische Reise durch Galizien“. Die Gemeindemitglieder erschienen zahlreich, und alle waren begeistert. An Pessach feierten wir in unserer Gemeinde den Seder-Abend. Traditionell wurde nach der Abfolge jedes Lebensmittel gesegnet und gegessen. Anschließend haben die jüngsten Mitglieder den Afikoman gesucht. Nach dem Singen von Echad Mi Jodea folgte unser traditioneller Wettbewerb. Wer kann Chad Gadia am schnellsten in seiner Sprache vorlesen? Dies passierte in sechs verschiedenen Sprachen.

An der diesjährigen Jewrovision im Mai nahmen mehrere Jugendliche aus unserer Gemeinde teil, eine davon ist sogar aufgetreten. Ende Mai waren unsere Jugendlichen auf einem Mini-Machane des Landesverbandes im Allgäu, wo sie als Madrichim tätig waren. Bei unseren Gemeindewahlen am 4. Juni wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Am 20. Juni hatten wir einen Begegnungsabend in der IKG Hof mit dem Bayerischen Bündnis für Toleranz. Zu dieser Veranstaltung kamen viele Besucher aus der Politik, aus den Religionsgemeinschaften und der öffentlichen Verwaltung. Dabei saß an jedem Tisch ein Gemeindemitglied mit acht Gästen. Diese rotierten nach 30 Minuten voller interessanter Diskussionen und Fragen zu verschiedenen Themen über das Judentum und Israel. Am 25. Juni feierten wir den Familientag mit dem Thema „75. Geburtstag Israels“. Die Atmosphäre war gut mit viel Musik u.a. vom Chor Shalom unter der Leitung von Alla Uritzka, und auch von Michael Landsmann. Leckeres Essen gab es vom Grill.

REGENSBURG

Purim

Mit großer Freude haben wir zusammen mit den Mitgliedern des „Freundeskreises Israel in Regensburg“ wieder das Purimfest gefeiert. Unser Rabbiner Josef Chaim Bloch sprach über die Errettung der Juden durch die Königin Esther. Nach dem Morgengebet mit der Lesung der Megilat Esther wurden alle zu einem festlichen Frühstücksbrunch in den Gemeindesaal eingeladen. Der Rabbiner erläuterte die Bedeutung von Purim. Nach der Se'udat Purim und dem gemeinsamen Benchen konnten die Gäste Geschenkpackchen erwerben, die dann als Mischloach Manot



Purim mit den Kindern in Regensburg.

weiter verschenkt wurden. Danach wurde eine Spendentüte herumgereicht, um für bedürftige Menschen in Israel zu sammeln. Purim feierten die Regensburger mit Hamantaschen, Wein, Saft und Wodka. Auch ein Tisch mit verschiedenen israelischen Spezialitäten war von den Gemeindegewinnen vorbereitet worden. Am 5. März fand in der Gemeinde die Purimfeier statt. Durch die Feier führte der Religionslehrer Rabbiner Kochan. Die musikalische Begleitung des Nachmittages übernahm Dimitri Zisl Stepovich aus New York. Die Kinder machten eine Schnitzeljagd und wurden beschenkt.

Volodimir Barsky

Geburtstagsfeier

Der Vorstand der Gemeinde hatte entschieden, eine Feier für Geburtstagskinder über 60 Jahre durchzuführen. Das erste Treffen wurde Anfang April organisiert. Im gemütlichen Klubraum versammelten sich 16 Helden des Tages, Vorstandsmitglieder und Gäste. Der Leiter des Klub Schalom, Volodimir Barsky, begrüßte alle Anwesenden und wünschte ihnen gute Gesundheit und viel Erfolg. Von seinem Schicksal erzählte der 91-jährige Veteran Boris Waks, ein Liquidator der schwerwiegenden Folgen der Tschernobyl-Katastrophe und Teilnehmer der Arbeitsfront im Zweiten Weltkrieg. Alexander Rolnik realisierte das Kulturprogramm mit spannungsreicher Musik und einem Lieder-Quiz. Die Gewinner Lyuba Sviderskaia und Eduard Isaev wurden mit Preisen belohnt. Es erklangen wunderbare Melodien und Lieder und alle Anwesenden haben mitgesungen. Zur Geburtstagsfeier deckte die Bibliothekarin Sofia Golkova die Tische, und alle Teilnehmer haben die israelischen Spezialitäten gegessen und bedankten sich herzlich für die unvergessliche Veranstaltung.

Dachau

Am 30. April trafen sich 21 Mitglieder und einige Freunde der Jüdischen Gemeinde Regensburg, um nach der Pandemie wieder an der Gedenkstunde für die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau teilzunehmen. Sie wurden diesmal von 28 ukrainischen Personen begleitet, überwiegend Frauen und Jugendliche, von denen viele noch nie in einem Konzentrationslager waren.

Nach der traditionellen Eröffnung mit der Ansprache des Vorsitzenden des Zentralrats und des Landesverbands, Dr. Josef Schuster, hielt die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, Dr. Charlotte Knobloch, eine bewegende Rede, die durch ihre langjährige persönliche Erfahrung geprägt war. Sodann folgte ein Beitrag der Jüdischen Jugend in Bayern, der mit einem längeren Gedicht endete und die generationenübergreifende Kontinuität deutlich machte. Die traditionellen Gebete und das Kaddisch trug Mendel Muraiti, der Gemeinderabbiner der Straubinger Gemeinde, sehr eindringlich vor.



Gedenkfeier Dachau.

Alle Teilnehmer zündeten Jahrestagskerzen für die 6 Millionen in der Shoa ermordeten Juden an. Nach der Feierstunde besichtigten die Teilnehmer den Krematoriumsbereich des Konzentrationslagers, die beiden erhaltenen Häftlingsbaracken sowie die permanente Ausstellung.

Reinhard Roessler

Tango-Konzert

Auf Einladung des Klub Schalom fand am Lag Baomer ein recht bemerkenswertes Konzert mit der Sopranistin Ilonka Vöckel und dem Klavierduo Inna Schur & Eva Herrmann statt. Die drei Musikerinnen spannten nach dem Jalousie-Tango von Jakob Gade und einer Begrüßung durch die Leiterin der Jüdischen Gemeinde, Ilse Danziger, einen weiten musikalischen Bogen durch die Tangogeschichte. Ilonka Vöckel, in verschiedenen Genres international unterwegs, sang mühelos in vier Sprachen und zog das Publikum sofort in ihren Bann. Mit dem Hit „Volver“ des argentinischen Altmeisters Carlos Gardel lud sie zur Milonga und erfreute das Publikum mit ihrer großen stimmlichen Bandbreite. Ilonka Vöckel konnte in drei lasziv-komödiantischen Tangos die Vielseitigkeit des Tangos näherbringen.

Nach der Pause entsprach das Publikum begeistert der Bitte von Ilonka Vöckel, bei Tangoschlagnern wie „Capri-Fischer“ und „Tanze mit mir“ mitzusingen und zwei Damen aus dem Publikum ließen es sich nicht nehmen, spontan Tango zu tanzen. Abgerundet wurde das Programm, das Eva Herrmann konzipierte und moderierte, durch einen Tango Nuevo von Astor Piazzolla. Das Klavierduo Inna Schur & Eva Herrmann zeigte ein tiefes Verständnis beim Zusammenspiel. Das Publikum spendete enthusiastischen Applaus, und Volodymyr Barsky bedankte sich mit roten Rosen bei den Akteurinnen.



Tango-Konzert

Bar Mitzwa David Gamacharov

Die Bar Mitzwa ist für jede jüdische Familie ein besonderes Ereignis. Es markiert nicht nur den Übergang eines jungen Mannes in die Erwachsenenwelt, sondern ist auch ein Moment, in dem die gesamte Gemeinde zusammenkommt, um zu feiern. Für David Gamacharov und seine Familie war der Schabbat Paraschat Schlach ein solcher Tag, gefüllt mit Liebe, Stolz und Gemeinschaft. In Vorbereitung auf diesen wichtigen Tag hatte David im Religionsunterricht das Lesen auf Hebräisch erlernt – eine Fähigkeit, die von unschätzbarem Wert für die Ausbildung einer starken jüdischen Identität ist. Er hat die jüdische Geschichte und Tradition mit großem Interesse studiert und seine neuen Kenntnisse genutzt, um eine beeindruckende Bar-Mitzwa-Rede zu halten. Darin sprach David über den Wochenabschnitt und betonte die Wichtigkeit der Sprache und positiven Kommunikation. Diese Aspekte sind oft ein zentraler Punkt in Bar-Mitzwa-Reden, da sie sowohl den Glauben als auch die persönliche Ent-

wicklung widerspiegeln. Für Davids Mutter und Großmutter war das Ereignis ein riesiges Glücksgefühl. Sie erlebten, wie ihr Sohn und Enkel bewusst den Wunsch äußerte, seine Bar Mitzwa zu vollziehen – ein Zeichen seines eigenen Engagements für seinen Glauben und seine Kultur. Nach Davids Aufruf zur Tora feierte die Gemeinde bei einer wunderschönen Mahlzeit. Es war eine Zeit des Austauschs, in der die Gemeindemitglieder nicht nur ein köstliches Essen genießen konnten, sondern auch die Möglichkeit hatten, ihre Wünsche und Segnungen an David weiterzugeben. Mit einem strahlenden Lächeln und dem stolzen Bewusstsein seiner jüdischen Identität, schloss David diesen Tag mit den Segenswünschen seiner Gemeinschaft ab: „Möge Haschem dir immer Erfolg in allen deinen Wegen geben.“ Es war ein Tag, der die Einheit von Tradition, Identität und Familie zum Ausdruck brachte – ein Tag, den David und seine Familie nie vergessen werden.

Schnellschachmeisterschaft

Nach dem Auftaktturnier im Februar lud der Klub Schalom wieder alle Schachbegeisterten zum zweiten Turnier um die Regensburger Schnellschachmeisterschaft ein. Vier Turniere werden bis zum Jahresende nach den Schnellschachregeln gespielt, ehe der Gesamtsieger ermittelt ist, der sich dann mit dem Meister-Titel schmücken darf. Die letzten beiden Turniere finden im September und November statt. Insgesamt 420 Euro Preisgeld warten auf die Sieger in den einzelnen Kategorien, dazu viele Sachpreise und Pokale.

Zum zweiten Turnier trafen sich am 17. Mai 12 Schachspieler in den Räumen der Jüdischen Gemeinde. Volodymyr Barsky vom Vorstand der Gemeinde begrüßte die Teilnehmer. Fünf Schnellschachpar-

tien standen auf dem Plan mit jeweils 15 Minuten Bedenkzeit für jeden Spieler. Ein klarer Turnierfavorit war diesmal nicht auszumachen. Der an Position 1 gesetzte Bahzad Aliko und die beiden Nachwuchsspieler Naum Aumüller und Mika Neugirg hatten die Favoritenrolle auf den Turniersieg, den sich letztendlich Naum Aumüller mit einem halben Punkt Vorsprung sicherte. Mit vier Siegen und einem Unentschieden war er an diesem Abend nicht zu schlagen. Überraschend dann der zweite Platz von Oskar Bunzel-Lingens, der mit einem halben Punkt Rückstand auf dem zweiten Platz landete, knapp vor Bahzad Aliko, der als Dritter das Turnier beendete. Mika Neugirg konnte sich als Viertplatzierter die Jugendwertung sichern. Kateryna Bliznakova wurde als beste weibliche Teilnehmerin geehrt, und Peter Oberhofer gewann die Seniorenwertung (Ü 60). *Peter Oberhofer*

Jiddische Chansons

Im Juni fand in der Jüdischen Gemeinde, gefördert vom Zentralrat der Juden, der Lieder-Nachmittag des Duos Falkowitch-Wagner statt. Ilse Danziger, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, begrüßte alle Anwesenden. Die Sängerin Beata Falkowitch stammt aus der Ukraine, der Gitarrist Alexey Wagner stammt aus Russland. Ein großartiges Symbol einer friedlichen und gelungenen Symbiose. Zusammen möchten sie dem Publikum zeigen, wie vielseitig jiddische Chansons sein können. Den Zuhörern wurde ein bunter Reigen großartiger jiddischer Lieder präsentiert, darunter auch „Lomir alle freylich sein“, „Bey mir biste scheyn“ und „Tumbalalaika“. Die furiose Stimme der Sängerin und die virtuosen Gitarrenklänge begeisterten alle Zuhörer. Sie dankten sich mit Bravo-Rufen und starkem Applaus.

Ausstellungseröffnung – Sommerfest

Am 25. Juni eröffneten wir die Ausstellung „Jüdische Kultur durch die Jahrhunderte“ und feierten dieses Ereignis anschließend mit einer Grill-Party. Diese Ausstellung ist der erste Teil des großen Projektes „Vielfältige Quellen – geteilte Geschichte. Das jüdische Kulturerbe des Mittelalters im zeitgenössischen Diskurs“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird. Sie ist das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit zwischen Mitgliedern unserer Gemeinde und den renommierten Historikerinnen Prof. Dr. Haverkamp-Roth, Dr. Riedler-Pohlens und Weigand von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Gemeinsam haben wir ein facettenreiches und faszinieren-



Bar Mitzwa von David in Regensburg.

des Bild der jüdischen Kultur geschaffen, zu dem Musik, Sprache, Kunst, Literatur und Humor gehören. Unsere privaten Erinnerungen und Vorstellungen, die wir nach Regensburg gebracht haben, wurden vom LMU-Team mit Dokumenten und Bildern aus der jüdischen Vergangenheit Regensburgs ergänzt. Die schwierigste Aufgabe für uns war es, eine Brücke zwischen mittelalterlicher Vergangenheit und uns, meistens „sowjetischen Juden“ zu bauen. Es wurde uns plötzlich klar, dass mittelalterliche Juden in Regensburg und unsere aschkenasischen Vorfahren höchstwahrscheinlich dieselbe Sprache, Jiddisch, gesprochen haben. Auf diesem Weg schien uns dann die mittelalterliche Hinterlassenschaft der Juden hier in Regensburg nicht mehr so weit von unseren Vorfahren und von uns entfernt. Diese Ausstellung ist ein Aufruf zur Wertschätzung und zum Dialog. Sie erinnert uns daran, dass kulturelle Vielfalt eine Bereicherung für unsere Gesellschaft ist und dass wir durch das Kennenlernen und Verstehen dieser Quellen unsere eigenen Horizonte erweitern und für unsere Kinder als Kulturerbe hinterlassen können. Die offizielle Ausstellungseröffnung wurde anschließend mit einem Sommerfest gefeiert. Endlich konnten wir im Freien grillen, uns austauschen und lachen. Alle Gemeindemitglieder, die Interesse haben und sich an der Vorbereitung der nächsten Ausstellung beteiligen möchten, können sich im Sekretariat oder bei Irina Gaydar melden. Unsere erste Sitzung findet am 15. Oktober um 11 Uhr in der Gemeinde statt.

Irina Gaydar

STRAUBING

Am 5. März feierten wir im Gemeindesaal „30 Jahre Zuwanderung der jüdischen Kontingentflüchtlinge nach Straubing“. Bei einem „Bunten Nachmittag“ mit Musik von der Roman Kuperschmid-Band und köstlichen Speisen und Getränken, zubereitet in der Gemeinküche, schwelgte man in Erinnerungen. Svetlana Zap hatte in liebevoller Kleinarbeit einen Bilderverlauf der letzten 30 Jahre vorbereitet, der in einer Endlosschleife übertragen wurde. Es war eine sehr gelungene Veranstaltung.

Am 6. und 7. März wurde anlässlich Purim die Megillat Esther gelesen.

Unsere Gemeinde hat am 26. März die Einbringung einer neuen Torarolle in die Straubinger Synagoge gefeiert. Die neue Torarolle wurde unvollendet in die Synagoge gebracht. Vor Ort wurden dann die

letzten Buchstaben in einer Feierstunde von Hand geschrieben. Sobald die Tinte getrocknet war, wurde die Tora feierlich in die Synagoge eingebracht. Dieses Ereignis wurde von allen Gästen als unvergessliches Erlebnis bezeichnet.

Wie in jedem Jahr konnten die Mitglieder unserer Gemeinde Pessach-Produkte über die Gemeinde bestellen. Dieses Angebot wurde fleißig genutzt. Auch die Angebote für einen Sederabend in der Gemeinde wurden von vielen gerne angenommen. Am 30. April fuhren wir mit den Gemeindemitgliedern nach Dachau zur Gedenkfeier. Wie schon oft, nutzten wir im Anschluss an die Gedenkfeier in der KZ-Gedenkstätte die Gelegenheit, um eine Sehenswürdigkeit zu besuchen. Dieses Mal gab es eine Führung durch die Ohel-Jakob-Synagoge.

Am 7. Mai fand die Generalversammlung mit Wahlen, Rückblick und Rechenschaftsbericht statt.

In diesem Jahr wurde die Jewrovision vom 18. bis 21. Mai in Frankfurt durchgeführt. Der Wettbewerb nach dem Vorbild des ESC ist in eine viertägige religiöse Jugendbegegnung eingebettet. Sieben Teilnehmer aus Straubing waren auch dabei. Die Show in der Festhalle Frankfurt am Main stand unter dem Motto „Don't Stop Believing“. Die Gruppen thematisierten in ihren Auftritten auch das 75-jährige Staatsjubiläum Israels. Theodor Herzl hatte einst gesagt: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.“

Köstliche Milch- und Quarkspeisen wurden an Schawuot nach den Gottesdiensten im Gemeindesaal serviert, und vielleicht war das mit ein Grund, warum so viele Mitglieder die Synagoge besuchten.

Bat Mitzwa

Der 24. Juni war ein großer Tag für Sophie und ihre Familie. Vorher wurde sie von ihrem Religionslehrer German Djanatliev und unserem Rabbiner Mendel Muraiti auf ihre Bat Mitzwa vorbereitet. Sie musste am Freitag in der Gemeinküche Challot backen, den Kiddusch vorbereiten und Schabbat-Pakete für unsere Gemeindemitglieder packen. Sie durfte auch die Schabbat-Kerzen in der Gemeinde zünden und sowohl am Kinder-Schabbat als auch am regulären Schabbat-Gottesdienst teilnehmen. Am Tag der Bat Mitzwa trug sie laut und deutlich ihre Rede vor und gab der Gemeinde das Versprechen, die jüdischen Traditionen zu leben und fortzuführen. Sie bedankte sich bei ihren Eltern, ihrer Familie und der ganzen Gemeinde für ihre jüdische Erziehung und wurde unter großem Applaus und vielen Bonbons dafür gefeiert. Hundert Gäste nahmen an dem darauffolgenden Kiddusch teil.

Am Sonntag, 25. Juni, war das Sommerfest und die offizielle Einweihung des Israel-Offman-Gemeindesaals mit der beliebten Musikband unter der Leitung von Roman Kuperschmid. Ein gelungenes Fest mit Speis und Trank, mit Tanz und Gesang.



Einbringen der neuen Torarolle in die Straubinger Synagoge.



Stadtführung in Weiden.

WEIDEN

Ein bedeutsames Ereignis war die Wiederaufnahme der Treffen des Interreligiösen Dialogs nach einer fast dreijährigen Pause aufgrund der Corona-Pandemie. Seit 2001 kommen Vertreter verschiedener Konfessionen der Stadt (Christen, Juden und Muslime) zusammen, um diesen Dialog zu fördern. Die Treffen fanden im Frühling 2023 in herzlicher Atmosphäre zunächst in der Türkischen Gemeinde statt und später, am 19. Juli, bei uns in der Jüdischen Gemeinde Weiden. Die Tatsache, dass unsere Stadt über die Jahre hinweg eine gute zwischenkonfessionelle und interkulturelle Verständigung aufweist und es kaum Konflikte zwischen den Vertretern verschiedener Konfessionen und Nationalitäten gibt, ist insbesondere diesen Treffen und der engagierten Beteiligung der Gemeindeleiter zu verdanken, die den Dialog stets aktiv unterstützen.

Am 21. Mai hatten wir mit freundlicher Unterstützung des Zentralrats ein Konzert des Duos Kolmeitar. Die jungen Künstler Guy Woodcock und Mayan Godenfeld (Gitarre und Sopran) faszinierten das Publikum. Im Mai und Juni gab es zahlreiche Veranstaltungen und Aktivitäten sowohl religiöser als auch sozialer Art. Die Treffen der drei Klubs und der Gesprächsgruppe „Samowar“ wurden wieder aufgenommen. Der Klub „Simchas“ bot Gedächtnistraining für die Gemeindeglieder an. Der Gesprächskreis „Samowar“ traf sich wöchentlich, und gemeinsam mit ukrainischen Flüchtlingen wurde Deutsch gelernt, begleitet von einer Lehrerin bei einer Tasse Tee und Gebäck. Zusätzlich fanden wöchentliche Skype-Treffen für Senioren statt, die gerne von zu Hause aus kommunizieren wollten.

Dort hatten sie eine schöne Zeit mit kleinen Motorik-Übungen, Gesang und ein wenig Deutschlernen.

Im Juni gab es eine Stadtführung mit Besuch des Historischen Museums Weiden für Gemeindeglieder und ukrainische Flüchtlinge. Dabei half uns ehrenamtlich Dr. Sebastian Schott, ein Fachmann der jüdischen Geschichte der Stadt.

*Marina Jurowetzkaja,
Sozialarbeiterin der JG Weiden*

WÜRZBURG

Die kreative Gruppe ist 20

Jeden Mittwoch um 16.30 Uhr erklingen in der Jüdischen Gemeinde Würzburg bekannte und rührende Melodien. Bereits seit 20 Jahren versammelt sich hier unser kleiner Freundeskreis bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit. Ich bin mir sicher, wenn man bei unseren Proben den Blutdruck messen wollte, würde das Ergebnis verblüffend ausfallen. Und Ärzte würden diese Therapie nur begrüßen. Wir treffen uns wie gute, aufmerksame und fürsorg-

liche Freunde. Das ist zum großen Teil unserer Marina Zisman zu verdanken, denn ihr ist es gelungen, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen und unser Interesse zu wecken. Die alten Lieder, die Jahrhunderte überlebt haben, geben uns den Anlass anzunehmen, dass sie den Menschen im Leben damals halfen und sie begeisterten, und das tun sie auch heute. Außerdem erfahren wir viel über die religiösen Feste, über die jüdisch/israelische und musikalische Kultur, über die Geschehnisse der Vergangenheit und über die Angelegenheiten im Alltag.

Zu unserer Gruppe gehören: Leonid und Zinaida Jeserski, Svitlana Ionushko, Nelya Smelanskaya, Leonid Rozin, Grigorij Dvoiches, Ada Solomko, Claudia Kupermann und Vladimir Zisman. Und natürlich unsere Marina Zisman, die Leiterin und Konzertmeisterin. Einige aus unserem Chor sind in andere Orte gezogen: Faina Kotlarevskaya, Lubow Gleiser, Rita Grinberg. Zu unserem Bedauern sind in den Jahren unseres Wirkens einige bemerkenswerte Freunde von uns gegangen. Das sind Eduard Kotlarevskyy, Rita Itseleva und die charismatische und einzigartige Regina Kon. Das sind große Verluste.

Aus gesundheitlichen und familiären Gründen singen nicht mehr mit uns: Fira Ivanova, Faina Reznikowa, Ira Fayintikch, Stella Davydova und Larisa Dubovska.

Wir traten auf verschiedenen Bühnen und in verschiedenen Gemeinden Bayerns auf, natürlich auch in unserer Stadt und im Umkreis. Wir werden stets sehr herzlich empfangen, unsere Kontakte bestehen bis heute. Erwähnenswert ist auch unsere Tanzgruppe, zu der neben den Chorsängern Alla Babych, Walentina Andronnikowa und Swetlana Diehm gehören.

Im Jahr 2018 wurde unsere Gruppe vom Oberbürgermeister Christian Schuchardt und der Stadtverwaltung mit der Kulturmedaille der Stadt Würzburg ausgezeichnet.

Wir treten seit vielen Jahren gemeinsam auf und sind praktisch zu einer Familie geworden. Wir schenken gerne anderen Menschen unsere Lieder und die gute



Der Würzburger Chor Menora.

Stimmung. In diesem Jahr haben wir das Purimspiel zum zwanzigsten Mal aufgeführt. Wieder einmal brachte uns der Monat Adar seine hervorragenden Gaben: Sonne, Zuversicht und Hoffnung. Erneut überzeugt uns der Monat Adar davon, dass es in jeder auch dramatischen Situation einen Ausweg gibt. Und wir wissen, dass alles mit Gottes Hilfe gut wird. Deshalb tanzen, singen und freuen wir uns des Lebens.

Claudia Kupermann, Chorsängerin und Solistin der Gruppe „Menora“

Die Ehrenamtlichen im Jüdischen Museum Shalom Europa

Das Jüdische Museum Shalom Europa in Würzburg ist eine überaus lebendige Begegnungsstätte für Juden und Nichtjuden. Hier erhalten die Besucher Einblicke in die Geschichte, Religion und Kultur der Jüdischen Gemeinde Würzburg und bekommen die Möglichkeit, die Synagoge zu besichtigen. Die Aufgabe der ehrenamtlichen Mitarbeiter ist es, die Besucher freundlich durch das Museum und die Synagoge zu führen. Sie tun dies ohne finanziellen Eigennutz. Die Ehrenamtlichen, Männer und Frauen, Juden und Nichtjuden, Jüngere und Ältere, Ruheständige und Berufstätige, sind zwischen 2006 und 2017 von Professor Dr. Dr. Karlheinz Müller s. A. sorgfältig in die Museumsinhalte eingewiesen worden. Sie lernten die historischen Bedingungen und die Grundlinien der jüdischen Religion kennen, die jüdisches Leben hier seit über 900 Jahren formen. Die Schulungen von Prof. Müller endeten mit einer Prüfung und einem Zertifikat. Mittlerweile wurden 157 Zertifikate vergeben.

Aktiv im Museum arbeiten heute gut 30 Ehrenamtliche. Ihre Arbeit umfasst auch die Bewältigung von organisatorischen und inhaltlichen Herausforderungen, vor die das Museum bei der Buchung von Führungen, der Öffentlichkeitsarbeit und der Vorbereitung von Veranstaltungen gestellt wird. Einige der Ehrenamtlichen verrichten deshalb auch Tresendienst und arbeiten mit dem Büro der Jüdischen Gemeinde zusammen. So sind auch die Websites der Jüdischen Gemeinde www.shalomeuropa.de und des Museums www.museumshalomeuropa.de gut verlinkt.

Die Ehrenamtlichen bieten Führungen in deutscher, russischer und englischer Sprache an. Englischsprachigen Einzelbesuchern wird ein Tablett mit der Übersetzung der Wandtexte im Museum angeboten. Jeden ersten Sonntag im Monat bieten wir um 11:15 Uhr eine kostenlose, etwa 90-minütige öffentliche Führung

an. Zu zahlen bleibt den Besuchern nur der Museumseintritt.

Das Museum ist eingebunden in die Würzburger Kulturtafel und in die Würzburg Welcome Card. Die Führungen von Schulklassen werden inhaltlich und zeitlich auf die jeweiligen Erwartungen zugeschnitten. Thematische Schwerpunktführungen sind möglich. Seit 2012 werden Führungen über den Jüdischen Friedhof in der Werner-von-Siemens-Straße angeboten. Auch für den beeindruckenden „Denkort-Deportationen“ am Würzburger Hauptbahnhof können Führungen gebucht werden. Seit 2020/21 ist das Museum auf der digitalen Nutzungsplattform musbi.de (Museum bildet) vertreten, mit der sich Lehrer über museumspädagogische Angebote von 95 Museen in Franken, Niederbayern und der Oberpfalz informieren können.

Fortbildungen

Wir organisieren für die Ehrenamtlichen seit 2007 etwa sechs rund 90-minütige Fortbildungsabende pro Jahr. Dazu werden Referenten unter den Ehrenamtlichen, aber immer wieder auch auswärtige Referenten gesucht. Nach der Sommerpause des Museums werden noch drei Fortbildungen folgen:

Dienstag, 19. September, 18:30 Uhr: Referentin ist Judith Petzke, wiss. Mitarbeiterin an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Sie wird aus der Arbeit des „Zentrums für antisemitismuskritische Bildung“ berichten, das in Würzburg aufgebaut wird. Dieser Fortbildungsabend findet in Kooperation mit dem Johanna-Stahl-Zentrum, Dr. Riccardo Altieri, statt, und wird einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Dienstag, 31. Oktober, 18:30 Uhr: „Obst, Gemüse und Getreide aus der Wüste. Sturzwasserlandwirtschaft zu biblischen Zeiten und heute“, Vortrag Prof. Dr. Wolfram Hartung. Mit seinem bebilderten

Vortrag gibt uns unser Kollege Wolfram Hartung anhand seiner botanischen Forschungsarbeiten in Israel Einblick in die ganz speziellen Gegebenheiten und Herausforderungen der historischen und heutigen Landwirtschaft Israels.

Dienstag, 7. November, 18:30 Uhr: „Über die heutigen Aufgaben der Rabbinerfrauen“, Impulsvortrag von Ita Afanasev, Berlin/Hannover. Frau Afanasev ist die Ehefrau des Gemeinderabbiners der Jüdischen Gemeinde Hannover, Shlomo Afanasev, und steht uns nach ihrem Impulsvortrag für ein Gespräch zur Verfügung. Diese Fortbildung ist auch offen für Mitglieder der Jüdischen Gemeinde.

Ein besonderes Highlight für die Ehrenamtlichen war die Teilnahme unseres Museums am jährlichen „Internationalen Museumstag“. Besondere Führungen zu den Grabsteinen im Museum und auch Stadt- und Friedhofsführungen wurden angeboten. Auch die kreative Malgruppe um Larissa Dubovska stellte im Museum wieder ihre aktuellen Arbeiten aus. Insbesondere ist es uns an diesem Tag ein Anliegen, Angebote für die ganze Familie zu machen.

Zwischen 2009 und 2022 kamen pro Jahr im Schnitt etwa 5.350 Besucher in das Museum. Rund 75 % davon sind Schulklassen. Mit 218 Öffnungstagen im vergangenen Jahr erreicht das Museum 2023 langsam wieder normale Zahlen. Die Besucherstatistik zeigt, dass Einzelbesucher und außerschulische Gruppen, Familien, Freundeskreise, Pfarrgemeinden und Bildungseinrichtungen aller Art, auch Unternehmen und Behörden, zunehmend häufiger den Weg in unser Museum finden. Der Grund dafür liegt wohl am Jubiläumsjahr 2021, als 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland fast überall im Land gewürdigt wurde.

Annette Taigel



Das Jüdische Museum Shalom Europa.

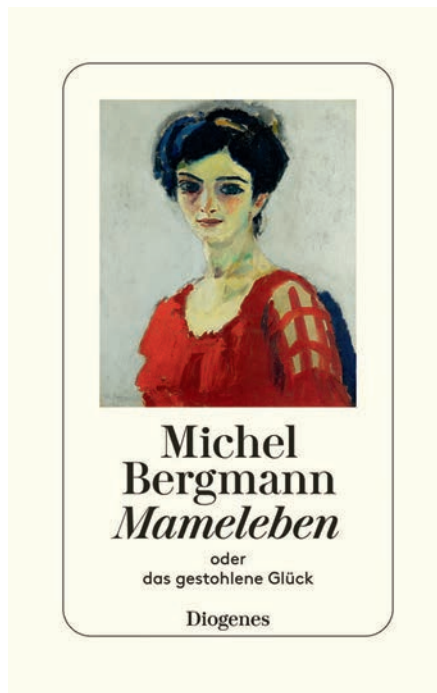
Mameleben

„Mameleben“, der Titel von Michel Bergmanns jüngstem Buch, ist ein echter „eye catcher“ für Liebhaber jener urjüdischen Themen, denen ein Beigeschmack von Sentimentalität, gepaart mit jüdischem Humor, anhaftet. Bergmann hat ein Buch über seine Mutter geschrieben, die für ihn eine Verkörperung der „jiddischen Mame“ zu sein scheint. Das legt auch der Abdruck des klassischen Liedes „A Jiddische Mame“ am Ende des Buches nahe, das jedem Juden zu Herzen geht. Jedoch ist es nur die deutsche Übersetzung des Textes, der der Schmelz und die Melancholie des jiddischen Originals fehlt. Dafür enthält das Buch ein Glossar, das die jiddischen Redewendungen von Bergmanns Mutter ins Deutsche übersetzt.

Geboren wurde sie am 14. März 1916 als Charlotte Meinstein im fränkischen Zirndorf. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter heiratete ihr Vater eine Cousine des aus dem nahen Fürth stammenden Schriftstellers Jakob Wassermann. Dessen 1897 erschienener Roman „Die Juden von Zirndorf“ dient Bergmann nicht als Anhaltspunkt für die biografischen Hintergründe seiner Familiengeschichte mütterlicherseits in dieser mittelfränkischen Region. „Mameleben“ ist auch nicht einfach eine Biografie einer deutschen Jüdin, die über ihr Exil in Frankreich, das Internierungslager in Gurs und die Schweiz als zweitem Exilland doch letztlich wieder in Deutschland, in Frankfurt a.M., landet, wo sie sich mit ihrer Familie ein neues Leben aufbaut.

Bergmann hat vielmehr an den Anfang seines Buches eine bitter-ironische Reflexion über das vierte biblische Gebot der Ehrung der Eltern gestellt, in der er die problematische Seite der Beziehung eines Kindes zu seiner Mutter darstellt, die ihr Kind mit dem „Generationenvorwurf“ der Holocaustüberlebenden zu beherrschen versteht. Diese „Familienpolitik“ des Generalvorwurfs gegen ein vermeintlich „undankbares“ Kind übte Charlotte Bergmann bis zu ihrem Tode aus. Sie ist deshalb auch die Grundstimme, mit der die Mutter Charlotte in diesem Buch präsent ist. Sie erklingt häufig in einem Jiddisch, das sie im Lager Gurs von osteuropäischen Jüdinnen gelernt hat. Es ist hart und schlackenlos, zudem von einer Bitterkeit gezeichnet, die sich ständig des „gestohlenen Glücks“ eines normalen Lebens bewusst ist.

„Das gestohlene Glück“ ist auch der Untertitel des Buches. Er geht auf Bergmanns im Grunde spekulative Vorstellung zurück,



dass seine Mutter ohne die Hitler-Zeit ein glückliches Leben geführt hätte. Der vermeintliche Selbstmordversuch der Mutter durch Schlaftabletten im November 2001 und der zum Tode führende Selbstmord einen Monat später durch einen Fenstersturz bilden die Eckpunkte eines Rückblicks auf ein Leben, das sich vom 17. Lebensjahr an der mörderischen Fremdbestimmung durch die Nazis zu erwehren hatte und in den Nachkriegsjahren von der Erinnerung an sie begleitet wird. Nach ihrer Flucht in die Schweiz bringt sie in Riehen bei Basel ihren Sohn Michel im dortigen Internierungslager für Flüchtlinge zur Welt. Die Familie zieht nach dem Krieg nach Frankfurt a. M., der Geburtsstadt des Vaters, der dort den Wäschehandel aus der Vornazizeit fortführt. Nach dem frühen Tod des Ehemanns führt Charlotte Bergmann das Geschäft selbstständig weiter und wird eine selbstbewusste Kauffrau. „Meine Mutter ist auf eine fast unerträgliche Weise mit sich im Reinen“, kommentiert ihr Sohn.

Solche Sätze bilden als Grundstimme des Sohnes das Gegengewicht zu der schonungslosen Art, mit der die Mutter Charlotte die ihr nahen Menschen und ihre Zeitgenossen (ab)urteilt. Während der Lektüre wird man nie dazu animiert, zum Text des Buches die sentimentale Melodie der „jiddischen Mame“ zu summen. Aber Charlotte Bergmann ist nicht nur Mutter, sondern auch eine attraktive Frau, die einen neuen Ehepartner sucht. Der nächste Eheaspirant, ein ungarischer

Jude, der auch von ihrem Sohn Michel favorisiert wird, hintergeht sie jedoch. Schließlich heiratet sie einen polnischen Juden, der nach dem Krieg in Frankreich geschäftlich erfolgreich war. Wer in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in einer der größeren jüdischen Gemeinden Deutschlands aufgewachsen ist, erinnert sich gewiss an Menschen, die in ihrer Mentalität, ihrem Auftreten und ihrem vom Jiddischen dominierten Sprachgemisch dem Personal in Bergmanns Buch ähneln.

Heutigen Lesern kann dagegen die Lektüre zu einer Begegnung mit einer exotischen Welt mitten in Europa werden. „Mach Schabbes davon“ hätte ihm seine Mutter geraten, hätte sie vom missglückten Besuch ihres Sohnes in ihrer Geburtsstadt Zirndorf erfahren, bei der er auf Honoratioren traf, die sich reichlich ungeschickt verhielten, aber auch auf Einwohner, die eine abwehrende Haltung einnahmen. Aber haben sie selbst und auch ihr Sohn Michel jemals richtig Schabbes mit ihrem deutsch-jüdischen Leben machen können? Der den hohen Ansprüchen der Mutter nie genügende Sohn, der bereits seit einigen Jahrzehnten u.a. als Filmregisseur und Schriftsteller bekannt ist, gelangt am Ende seines Buches etwas überraschend zu einer wehmütigen Identifikation mit der Mutter, überraschend, weil er in den vorangegangenen Kapiteln ihr immer wieder Kontra hat bieten müssen.

Jetzt aber konstatiert er gleichermaßen bei seiner Mutter und bei sich eine Unfähigkeit und einen Unwillen, „über sich selbst nachzudenken“. Tatsächlich aber sind die Kapitel des Buches mehr ein Zweikampf zwischen Mutter und Sohn um die Selbstbestimmtheit und das zweifelhafte biblische Gebot der Elternehrung. Das letzte Kapitel „Epilog“ beginnt jedoch mit einem etwas zu sentimentalen Brief an die tote Mutter, in dem eine Liebeserklärung an sie enthalten ist. Das Pendant zu ihr steht im letzten Absatz des Buches, das als „Post Scriptum“ hervorgehoben ist. In einer Tagebucheintragung, die dem Sohn nach dem Tod der Mutter in die Hände fällt, bezeugt sie ihrem Sohn jene Liebe, deren Ausdruck er so oft zu ihren Lebzeiten vermisst hat.

Daniel Hoffmann

Michel Bergmann: *Mameleben oder das gestohlene Glück*, 256 S., Diogenes Verlag, Zürich 2023, www.diogenes.ch.

Synagoge Stommeln

Im Stadtteil Stommeln des kleinen Orts Pulheim, westlich der Millionenstadt Köln, hat sich eine Synagoge erhalten, die bis 1937 zur Synagogengemeinde Köln gehörte. 1882 aus Klinker errichtet, blieb sie als Gebäude unbeschädigt in der Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938. Ende der 1970er Jahre geriet das Gebäude als Teil der Stadtidentität wieder in den Blick. Die Stadt Pulheim kaufte es an und renovierte es. Erst danach begannen die Überlegungen zu seiner Nutzung. Eine jüdische Gemeinde gibt es in Pulheim nicht mehr. „Gebäude sind keine geeigneten Mahnmale. Sie werden nicht als solche wahrgenommen. Wer sie zum Gedenken und zur Mahnung nutzen will, muss Wege finden, sie dem Vergessen zu entreißen.“ So formulierte es der damalige langjährige Bürgermeister der Stadt, Karl August Morisse. Zusammen mit seinem Kulturdezernenten Gerhard Dornseifer entwickelte er die Idee, Kunstprojekte internationaler Bildhauer für diesen besonderen Raum entwickeln zu lassen. Ab 1990/91 wurde das „Projekt Synagoge Stommeln“ nach einer Idee des in Köln lebenden Künstlers W. Gies entwickelt. Das Konzept sieht vor, dass je ein international renommierter Künstler mit dem Raum in einen Dialog tritt und so die Besucher sensibilisiert für den Ort, seine Geschichte und die Menschen, für die er stand und heute stehen mag. Erinnern ist in diesem Projekt nichts Statisches. „Die Inszenierungen von Kunst in der Synagoge können Aufschluss geben über die Prozessualität des Erinnerns und die Einsicht stärken, dass ein kollektives Gedächtnis sich beständig zu verändern hat. An diesem Verständnis mitzuwirken ist die Herausforderung an die Gegenwartskunst“, stellte Dornseifer fest. Einen wunderbaren Einblick in 26 der bisher in der Synagoge Stommeln realisierten Kunstwerke gibt der 2022 im Hirmer



Verlag erschienene Band, den Dornseifers Nachfolgerin Angelika Schallenberg für die Stadt Pulheim herausgab. Nicht alle Künstler sind in dem Band vertreten. Aber jedes der vertretenden Kunstwerke bekommt mit hervorragenden Abbildungen und eigenständigen Betrachtungen Raum und Geltung. Wie vor Ort, so kann auch der Leser zu ganz eigenen Assoziationen und Folgerungen kommen. Dazu einige Beispiele.

Der britische Künstler Richard Long, bekannt für seine Landscape Sculptures, arbeitet immer mit den natürlichen, vor Ort gefundenen Materialien. Für die Synagoge Stommeln wählte er 2014 in seinem Werk „The Music of Stones“ Schieferquadern unterschiedlicher Form und Gestalt, die er in einem Halbkreis anordnete. In dem für den Ausstellungskatalog verfassten Beitrag von Jean-Hubert Martin stellt der Verfasser einen Zusammenhang zum Ritual des Steinelegens für die Verstorbenen her. Wer die Abbildungen sieht, erkennt auch die Mahnmale für die Ge-

mordeten von Treblinka und Riga wieder. Der belgische Künstler Daniel Buren vervielfachte 2010 den Raum und die Fenster durch Spiegel bis ins Unendliche, der Raum, und mit ihm sein Betrachter, bleibt in Bewegung. Tony Craggs 2015 ausgestelltes „Pair – eine Umkreisung“ ist Bewegung und fordert Bewegung. Richard Serra, der als zweiter Künstler 1992 eingeladen war, errichtete eine Schranke, die zum Verweilen und Betrachten zwang. Micha Kuball erzwang 1994 durch das aus der Synagoge in die Stadt dringende Licht das Gebäude in seinen Kontext: die jüdische Geschichte im rechtsrheinischen Städtchen zu verorten. Eduardo Chillida 1995 ausgestellte Figurengruppe „En el limite“ ist klein und zentriert den Blick nach unten und Rebecca Horns „Spiegel der Nacht“ führt einen goldenen Stab durch den Raum in einen dunklen Spiegel am Boden, in dem sich der einst strahlende Raum erahnen lässt, umrahmt in diesem Bild liegen verwelkte Blätter. Diese so gänzlich verschiedenen Beispiele lassen schon die Herausforderung erahnen, die der historische Raum an die Künstler, aber auch an die Betrachter stellt. Die von verschiedenen Fachleuten zu jedem Kunstwerk oder Künstler verfassten Texte können anregen oder auch ablenken, man kann ihnen folgen oder sie links liegen lassen. Aber nicht immer geht ein Konzept auf. So wurde Santiagos Arbeit „245m3“, in der Schläuche in die Synagoge geführt wurden, heftig attackiert und mit seiner Assoziation der Gaskammern als geschmacklos verworfen und skandalisiert. Dennoch, es scheint sicher zu sein, dass das Konzept „Synagoge Stommeln“ aufgeht. *Angela Genger*

Stadt Pulheim (Hg): Ein Ort, ein Raum, eine Arbeit. 30 Jahre Kunstprojekte in der Synagoge Stommeln, 336 S., Hirmer Verlag, München 2022, www.hirmerverlag.de.

Feuchtwangers Judentum

In einer in London im Dezember 1933 gehaltenen Rede hat Lion Feuchtwanger englischen Ladies die Situation erklärt, in der sich deutsche Juden derzeit befinden. „Es ist schwer fassbar, was es heute heißt, als Jude in Deutschland zu leben.“ Diese Rede ist unter dem Titel „Deutsche Juden“ jetzt erstmals in einer Sammlung von Feuilleton, Vorträgen und anderen Wortmeldungen im Berliner Aufbau-Verlag erschienen. Die drei Herausgeberinnen Nele Holdack, Marje Schuetze-Coburn und Michaela Ullmann haben die unterschiedlichen Texte aus den Jahren von 1933 bis 1949, die Feuchtwangers Aus-

einandersetzung mit der NS-Diktatur dokumentieren, unter dem Titel „Bin ich deutscher oder jüdischer Schriftsteller? Betrachtungen eines Kosmopoliten“ zusammengestellt. In ihnen zeigt sich Feuchtwanger als der angriffslustige, ironische und treffsichere Schriftsteller, als der er seinen Lesern damals und heute bekannt ist.

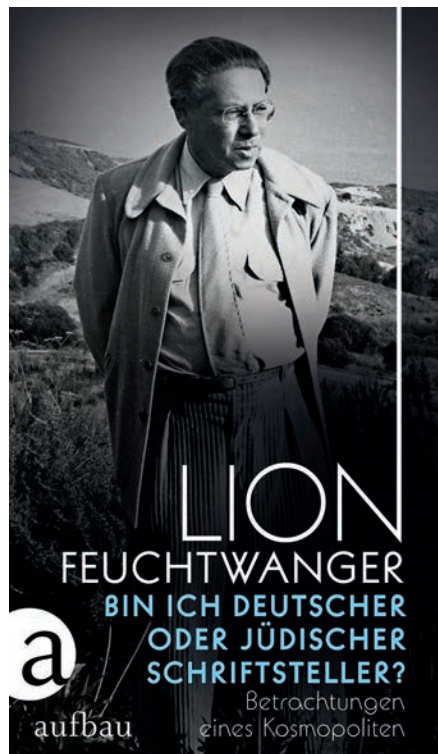
Neben grundsätzlichen Erörterungen zu seinem Selbstverständnis als Schriftsteller sowie zu seinem Verhältnis zum Judentum spielen von 1933 an verschärfte Fragen nach der Rolle des Dichters im Exil und Fragen nach der Bedeutung der

Muttersprache für die künstlerischen Ansprüche eines Dichters eine Rolle. Außer dem literatur- und zeitgeschichtlichen Wert bietet diese Sammlung auch eine gute Gelegenheit, die Einstellung, die wir heute zu den neuen politischen Konstellationen sowie den politischen Ereignissen unserer Zeit haben, mit der Position eines bedeutenden Schriftstellers zu den Herausforderungen seiner Zeit zu vergleichen. Diesen Vergleich regt zumindest der Verlag im Klappentext des Buches mit dem Hinweis auf die „bedrohlichen neuen Formen des Antisemitismus“ an. Hervorheben möchte ich jedoch, dass dieser Anti-

semitismus heute nicht vom Staat ausgeht, sondern eine gesellschaftliche Erscheinung ist, die sich nicht so klar fassen lässt wie der Judenhass des NS-Staates.

Feuchtwanger stellt auch in der oben zitierten Rede und in anderen Texten des Buches deutlich heraus, dass es nicht Deutschland ist, das seine Juden verfolgt, sondern „allein die Nationalsozialisten“. Er sieht die Verantwortung für diesen Antisemitismus bei den Nationalsozialisten, die er sowohl in sachlichem Ton, aber auch mit bitter-sarkastischem Witz anklagt. Dass er dabei wiederholt auf seine persönlichen Erfahrungen mit den irrationalen Handlungen der Nationalsozialisten eingeht, verleiht seinen Texten eine emotionale Tiefe, die zum einen erschütternd ist, zum anderen aber uns heute dazu anregen sollte, außer der Empörung als Reaktion auf rechtsradikale Ausfälle auch andere Formen der Antwort auszuprobieren. Feuchtwanger hat es gerade in seinen persönlichen Texten mit einer stark ironischen Haltung versucht, sich der Machenschaften gegen ihn zu erwehren.

Diese Texte besitzen einen die Nationalsozialisten in ihrem brutalen Gebaren verachtenden Charakter, wie wir ihn traditionell aus der Komödie kennen. In seinem Text „Deutschland – ein Wintermärchen“ von 1936 meint Feuchtwanger, dass die „Herrschaft der Nationalsozialisten ihren literarischen Ausdruck“ in der Art des antiken griechischen Komödienautors Aristophanes fände. Feuchtwangers „Offener Brief an den Bewohner meines Hauses Mahlerstraße 8 in Berlin“ aus dem gleichen Jahr ist z.B. voller Ironie, die jedoch das Dritte Reich damit keines-



wegs verharmlosen will noch es auf die leichte Schulter nimmt. Dazu lastet es zu schwer auf den deutschen Juden. Er zeigt aber, dass die Kehrseite der Maßnahmen gegen die Juden, die mit einer Verhöhnung einhergehen, letztlich in einer alles Wirklichkeitsgefühl verzerrenden, grotesken Lächerlichkeit der Nationalsozialisten liegt.

Das wird auch an Feuchtwangers „Offenem Brief an sieben Berliner Schauspieler“ von 1941 deutlich, in dem er die prominenten Mitwirkenden an Veit Harlans Film „Jud Süß“ zur Rede stellt. Er hält ihnen den Bankrott ihres Künstler-tums entgegen. „Sonderbarerweise ver-

lumpt mit der Seele auch die Kunst.“ Er spricht Schauspieler wie Werner Krauß und Eugen Klöpfer, die ihm aus früherer Zusammenarbeit am Theater persönlich bekannt sind, direkt an, ob sie nicht fänden, „dass es, auf lange Sicht, doch ein bisschen töricht war, dass Sie in diesem ‚Jud Süß‘ mitgespielt haben“. Dieser und viele andere Sätze können auch heute noch zum Nachdenken anregen.

In „Caliban – Hitler und die Juden“, der 1943 im fernen Mexiko in einem Exilverlag veröffentlicht wurde, zählt Feuchtwanger die behördlichen Vorschriften auf, die die Nationalsozialisten sich zur Kennzeichnung der Juden ausgedacht haben. Er bezeichnet u.a. den Judenstern und die Vornamenszusätze als „Ausgeburtsabsurder, sich selbst überschlagenden Bosheit“. Im nachfolgenden Satz nennt er diese Vorschriften jedoch „Schnörkel“ und gewichtet ihre Bedeutung damit gegenüber den realen Grausamkeiten und Brutalitäten, die in mörderischer Absicht gegen Juden unternommen wurden. In unserer heutigen Zeit, in der diese Vorschriften immer häufiger in unsinniger Weise zu symbolischen Versatzstücken politischer Polemik missbraucht werden, können Perspektiven auf die Zeitereignisse, wie sie Feuchtwangers Texte bieten, zu einer zumindest anregenden, vielleicht auch heilsamen Lektüre werden.

Daniel Hoffmann

Lion Feuchtwanger: Bin ich deutscher oder jüdischer Schriftsteller? Betrachtungen eines Kosmopoliten, herausgegeben von Nele Holdack, Marje Schuetze-Coburn und Michaela Ullmann, 232 Seiten, Aufbau-Verlage, Berlin 2023, www.aufbau-verlage.de.

Solange wir leben

Wer „Mieses Karma“ oder die Krimifolge „Miss Merkel“ gelesen hat, kennt David Safier bisher eher als Autor von unterhaltsamen und lustigen Texten.

Im Mai jedoch ist bei Kindler David Safiers sehr persönlicher Roman „Solange wir leben“ erschienen. In der zum Teil fiktiven Lebensgeschichte seiner Eltern gelingt dem Autor die eigene, innere Verortung als Kind aus einer Ehe zwischen einem 1939 aus Österreich geflüchteten Juden und einer Deutschen in Bremen. Bei der Beschreibung des Lebens der Eltern schildert Safier die Lebensumstände und die Schicksalsschläge, die die Eltern überwinden müssen, stets aus der erlebenden Sichtweise der Eltern. Das erzeugt Spannung und gleichzeitig Empathie mit den Figuren des Romans.

Joschi, der Vater von David Safier, ist im Wien der zwanziger und dreißiger Jahre groß geworden und fühlt sich ganz als Wiener. Er liebt die Stadt, in die seine



Eltern vor dem Ersten Weltkrieg aus Polen geflohen sind. Der Vater arbeitet als Schneider und Sohn Joschi soll Bauingenieur werden. Der aber geht lieber ins Cabaret, wo seine Schwester Rosl im Stile der Comedian Harmonists sich über die Nazis lustig macht, bis ihr als erste aus der Familie klar wird, dass sie in Wien als Jüdin keine Überlebenschancen haben wird. Rosl gehört der Jugendorganisation Betar an und kann über Griechenland nach Palästina auswandern. Joschi wird mit seinem Vater verhaftet, kommt aber frei und versteckt sich. Der Vater stirbt 1939 im KZ Buchenwald. Von Palästina aus organisiert Rosl 1939 die Flucht für ihren Bruder. Die Mutter wird 1939 nach Polen gebracht und stirbt 1942 im von Deutschen errichteten Ghetto Łódź. Nur noch eine der insgesamt 41 Cousins und Cousinen, Marjem, lernen Joschi und Rosl später als Waisenkind in Javne kennen. Sie hat Ausschwitz überlebt.

Schon im Vorspann erfährt der Leser, wie wenig Informationen Safier über das Leben seiner Eltern bekommen hat. „Meine Eltern hatten mir nie von ihrem Leben vor meiner Geburt erzählt. Mein Vater hatte seine Eltern nicht mal mit einem Wort erwähnt. Mir wurde sogar bis zu meinem zwanzigsten Geburtstag verheimlicht, dass meine Schwester nicht die Tochter meines Vaters war. Allerdings hatte ich das schon selbst mit elf Jahren herausgefunden, als ich im Kleiderschrank meines Vaters einen Schuhkarton mit Postkarten aus aller Welt entdeckte, die mein zur See fahrender Vater geschrieben und an Waltraud und Gabi Kampe adressiert hatte.“ So baut Safier Spannung auf und verknüpft Ausgedachtes mit Fakten, wobei seine Tante Rosl und eigene Recherchen wohl doch einige Informationen beige-steuert haben.

Der Lebensweg der Mutter ist auf andere Weise voll mit Abenteuern in schwierigen Lebenslagen. In armen Verhältnissen groß geworden, träumt sie von einem besseren Leben und entwickelt genügend festen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Sie wird Verkäuferin, heiratet und bekommt eine Tochter. Ihr Mann stirbt sehr jung. Den einundzwanzig Jahre älteren Joschi lernt Waltraud als fahrenden Seemann bei der Feier ihres Geburtstages mit Freundinnen in Bremen kennen. Bei den Treffen in unterschiedlichen Städten, je nachdem wo Joschis Reise gerade hin-führt, kommen sie sich näher. Er bewun-dert ihre Lebensklugheit, ihren starken

Willen und ihren Furor, wenn ihr jemand die Beziehung zu ihm streitig machen will. Sie bewundert seine Spontaneität, seine Weltoffenheit und seinen Kampf-geist. Schließlich gibt Joschi sein Leben in Israel auf.

Er trennt sich von seiner Frau, mit der er keine Kinder haben konnte, lässt alle Er-innerungen an den Militärdienst, seine unterschiedlichen beruflichen Stationen, seinen Einsatz als Spion und die Seefahrt hinter sich und steht nur mit einer Schreib-maschine ausgestattet bei Waltraud in Bremen vor der Tür. Sie nimmt ihn in ihre Familie auf, pflegt ihre Mutter selbst bis zu deren Tod und betreibt mit Joschi zu-nächst ein Restaurant. Unter Begleitung von Waltraud macht Joschi eine Woche trockenen Entzug, was beiden viel Kraft abverlangt. Über die jeweilige Vergangen-heit wird nicht gesprochen. Sie wird „hinter eine große, dicke Tür gesperrt“. Schließlich geht mit der Geburt Davids Joschis Wunsch nach einem Sohn in Er-füllung.

Der junge David feiert die Bar Mitzwa, und Joschi erlebt zum ersten Mal wieder seit seiner Kindheit, welch starke Kraft Familienbande haben. Dies betrifft sowohl seine gegenwärtige Familie als auch seine Herkunftsfamilie. Ohne die Anbindung an die jüdische Religion wäre für Joschi das Gedächtnis an seine ermordete Fami-lie verloren gegangen. „So aber wurde sie geehrt und lebte in David fort.“ Joschi engagiert sich in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische-Zusammenarbeit und

bekommt für sein Engagement 1987 das Bundesverdienstkreuz überreicht.

Einige Jahre lang verfügt die Familie auch über genügend Einkünfte und kann sich sogar Reisen an die Adria, nach Wien und nach Israel leisten. Doch Waltraud muss den frühen Tod ihrer Tochter Gabi akzeptieren und Joschi ist nicht der zu-verlässige Geschäftsmann, den Waltraud in ihm zunächst gesehen hat. Gegen Ende des Romans ist sie es, die keine Kraft mehr hat und alkoholabhängig wird. Trotzdem bleibt die Liebe zwischen ihnen ein star-kes Band.

Das Buch beginnt mit der Schilderung der trostlosen Beerdigung von Safiers Vater und vielen Fragen. „Was wusste ich schon über das Leben meiner Eltern? Außer dass es oft grausam war? Und manchmal wun-dervoll? Und dass sie sich liebten?“ Das Buch endet mit einer positiven Reflexion über die seelische Präsenz der Eltern im Leben des Verfassers.

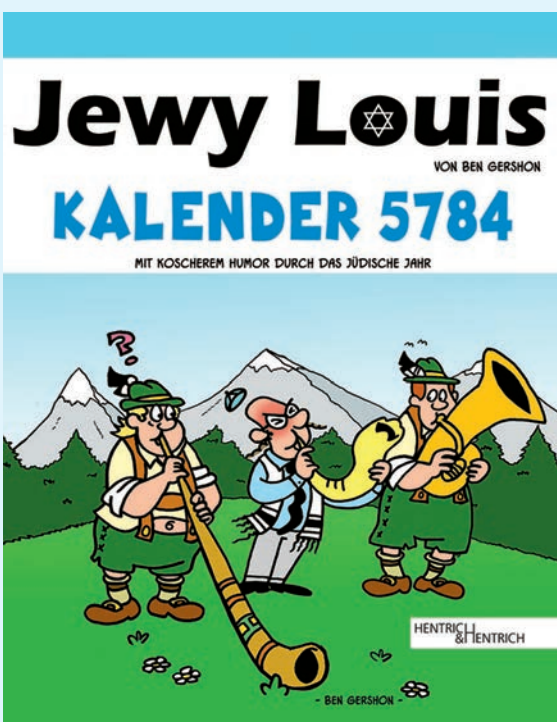
Die Konzeption Safiers, sich den Charak-teren der Eltern als Romanfiguren zu nähern, überzeugt. Der Verfasser gewinnt damit die nötige Distanz, die Härten des elterlichen Lebens nicht ständig selbst als seelisches Gepäck mitschleppen zu müs-sen. Ein Buch, das Resilienz ermöglicht, sowohl für den Verfasser als auch für den Leser in der Identifikation mit den Figuren.

Priska Tschan-Wiegelmann

David Safier: Solange wir leben, 464 S., Kindler Verlag, Hamburg 2023, www.rowohlt.de.

Jüdischer Kalender 5784

Mit koscherem Humor durch das jüdische Jahr



In jedem Witz steckt auch ein Funken Wahrheit, sagt der Volksmund und der Rezensent schmunzelt beim Betrachten der Zeichnung auf dem Deckblatt des neuen jüdischen Kalenders aus dem Leipziger Hentrich & Hentrich Verlag. Tatsächlich haben der Schofar und das Alphorn, auf dem Bild links, einen ähnlichen Klang. Die Menschen im Tal würden die „Blasinstrumente“ nicht unterscheiden können, kämen beide Töne oben vom Berg. Tatsächlich erinnert mich die Zeichnung mit den Bergen im Hintergrund an meine Wanderungen im Hochgebirge, meistens im Juli oder August. Und der Schofar-Bläser auf dem Bild erinnert mich an meine frühere Tätigkeit als Baal Tekoah an Rosch Haschana und Jom Kippur.

Mein Lehrer für das Schofar-Blasen, der verstorbene Schweizer Kantor Marcel Lang, verlangte von mir auch, dass ich vier Wochen lang vor den Feiertagen täglich das Schofar-Blasen übe. In einem Jahr war meine Bergtour kurz vor Rosch Haschana, also in der Endphase des Trainings. Ich musste üben und ich musste deshalb den Schofar mitnehmen. Und einmal nahm ich ihn auch mit auf den Berg. Oben auf dem Piz Lunghin, oberhalb von Maloja im Oberengadin, am Lunghin-See auf etwa 2.800 Meter, übte ich meine Tekia-, Schebarim- und Terua-Töne. Ich war ganz alleine dort und es war ein großes Vergnügen. Später beim Abstieg kamen mir fast unten Wanderer entgegen und fragten mich, ob ich die Alphorn-Bläser gesehen hätte.

www.hentrichhentrich.de.

Benno Reicher

Ich hoffe wieder auf Zukunft

„Je ne pourrai pas“ – so oder so ähnlich klang Dein letztes Wort. / Unvergesslich. / Und doch wirst Du können müssen, wirst können. / Hast schon mehr geschafft. / Du weißt doch, wir wollen uns wiedersehen. / Und auch ich bin ja einer von denen ... / Die einmal dem Schicksal in den Rachen greifen ...

Kurt Singers erster Brief vom 6. Februar 1941 an Vera Consuelo Hirsch, aus dem diese Passage stammt, gibt den Ton und die Richtung der 89 Briefe wieder, die der 23 Jahre ältere Mann ihr bis zum 4. April 1943 schrieb. Am 20. April begleitete ihn sein Freund Karel Mengelberg zur Schouwburg, dem 1891 gegründeten Theater, das zur Sammelstelle für Juden vor ihrer Deportation geworden war. Am 21. April 1943 ist Kurt Singer mit bei dem Transport, der Amsterdam in Richtung des Ghettos/ Lagers Theresienstadt verließ. Die Adressatin übergab 1991 die von Kurt Singer an sie geschriebenen Briefe dem Archiv der Akademie der Künste Berlin. Ton und Art der Briefe werden sich ändern: 1941 war Kurt Singer, Arzt, Musiker und Gründer des Jüdischen Kulturbundes, sicher, der verheirateten viel jüngeren Frau nach Übersee folgen zu können.

Vera Consuelo, geboren 1909, hatte mit ihrem Mann Dr. Rudolf Hirsch (1902 in Berlin) 1933 Deutschland in Richtung Niederlande verlassen. Dort kam ihre gemeinsame Tochter Renée zur Welt. Rudolf Hirsch praktizierte nach neuerlicher Approbation als Orthopäde in Amsterdam. Kurt Singer, 1885 in Westpreußen geboren und aufgewachsen in Koblenz, studierte, wie sein Bruder Alfred, Medizin in Berlin und wurde 1908 in Leipzig promoviert. Parallel zum Medizinstudium hatte er

Musik studiert und 1913 den „Berliner Ärztechor“ gegründet. Er praktizierte bis 1932 als Neurologe an der Berliner Charité. 1927 bis 1931 war er Intendant der Städtischen Oper Berlin.

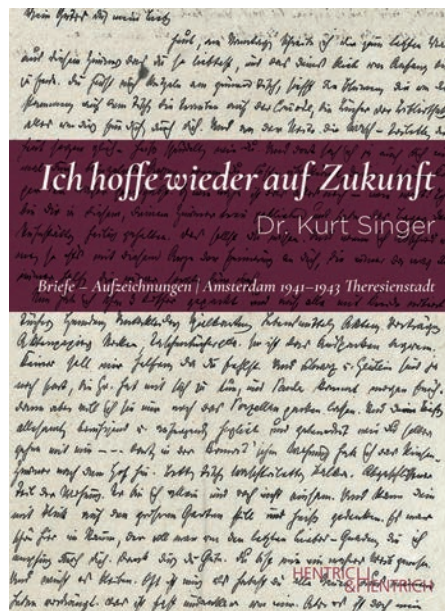
Von seiner ersten Frau Gertrud Horwitz wurde er nach 11-jähriger Ehe 1926 geschieden. Die drei Kinder lebten zunächst halbjährlich bei einem der Elternteile. Von seiner zweiten Frau Margret war er nach kurzer Ehe 1935 geschieden worden. 1933 gehörte er zu den Gründern des Kulturbunds Deutscher Juden, der 1935 in Jüdischer Kulturbund umbenannt werden musste. Singer war dessen Leiter und führte ihn gegen alle Widerstände hinweg erfolgreich bis 1938, unterstützt von Kurt Baumann, Werner Levie, Julius Baab und vielen anderen Männern und Frauen. Im Oktober 1938 versuchte er in den USA den Transfer des gesamten Kulturbundes vorzubereiten. Dieser Versuch misslang, ebenso wie Werner Levies Versuch, den Kulturbund nach Palästina zu transferieren. Als Singer im November 1938 die Nachrichten über die Pogromnacht erreichten, wollte er zurück nach Berlin, blieb aber in Amsterdam.

Seine Abschiedsbriefe an seine Mitarbeiter und an den Vorstand des Kulturbundes sind emotional, ja, vielleicht sogar pathetisch: „Der Kulturbund ohne mich – ich ohne den Kulturbund, das ist das Ende“, schrieb er an Ruth Abelsdorff, seiner engsten Mitarbeiterin. In Amsterdam lernte er das Ehepaar Hirsch kennen, und zwischen ihm und Vera Consuelo entwickelt sich eine innige Beziehung. Familie Hirsch erhielt Visa für Argentinien, das sie über Lissabon mit dem Schiff erreichen sollten. Singer hatte für sich während seines Aufenthalts in

den USA eine Stelle in New York und an der Yale Universität zugesagt bekommen. Seine verschiedenen Auswanderungsversuche aber scheiterten, wie die so vieler anderer, an vielem: Nach der Besetzung der Niederlande im Mai 1940 am Geburtsort Berent in Westpreußen, das den amerikanischen Behörden als polnisch galt (womit er aus der deutschen Visumsquote fiel), an nicht eintreffenden Führungszeugnissen, Geldern und Affidavits, u.a. von seiner in den USA lebende Schwester Erna Nitke. Als im Sommer 1942 die amerikanischen Konsulate schlossen, war ihm klar, dass auch für ihn der Weg dorthin versperrt blieb. Noch einmal, im Winter 1942/1943 flammte die Hoffnung auf, über Spanien und Portugal ausreisen zu können. Aber wieder blieb das Visum aus.

Mit dem Kriegseintritt der USA im Dezember desselben Jahres bricht fast jegliche Kommunikation nach Übersee ab. Das Leben für die Juden in den Niederlanden hatte seinen Tiefpunkt schon erreicht: Zwischen dem 15. Juli 1942 bis Februar 1943 waren mehr als 46.000 Juden nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden. Jeder konnte jederzeit den „Aufruf zum Arbeitseinsatz“ erhalten oder bei einer Razzia festgenommen werden. Singer, freiwilliger Mitarbeiter des Judenrats und damit zunächst „gesperrt“ für die Aufrufe, traf am 22. April 1943 mit dem Transport XXIV, schon geschwächt an Körper und Seele, mit dem einzigen direkt von Amsterdam abgehenden Transport in Theresienstadt ein. Er starb dort am 7. Februar 1944.

Seine Bedeutung für das Fortbestehen des Kulturlebens der Juden in Deutschland nach 1933 hat Gabriele Fritsch-Vivié



in zwei früheren Veröffentlichungen herausgearbeitet, ebenfalls bei Hentrich & Hentrich erschienen.

Singers Tochter Margot sagte in dem 1992 von Eike Geisel und Hendryk M. Broder veröffentlichten Interviewauszug: „Mein Vater hätte Deutschland sowieso nicht verlassen, die anderen jüdischen Künstler auch nicht [...] Sie haben bis zum letzten Moment nichts gesehen. Sie wollten nichts sehen, was auf sie zukam.“ Sie irrte sich. Nicht nur der Verbleib in dem neutralen Holland, sondern insbesondere auch die Briefe zeigen, dass Singer und seine Freunde nicht blind waren. Sie bemühten sich noch vor der Pogromnacht 1938 um die Rettung des Jüdischen Kulturbundes nach Übersee, dann um ihre eigene Rettung:

„O hätte ich das Visum 8 Tage früher gehabt! / Dann wäre ich mit K's am 11.8. gefahren“,

heißt es im Oktober 1941 in einem Brief. Singer versuchte zu arbeiten, er war, wie fast alle Juden in Holland, seit längerem auf Unterstützung des Jüdischen Rats und

von noch von den Besatzern zugelassenen Organisationen angewiesen. Manche Freundschaften halten dem Druck nicht stand, das Alltagsleben wird auch zu einem Kampf um das tägliche Brot und gegen die Depression.

Ich bin ohne Nachricht von Margot. / Und ohne jedes Lebenszeichen von Anne und Hans. / Die natürlich beide meinen Geburtstag vergessen haben. / Es ist oft nicht schön. / Ich fürchte – auch mein Todestag ... / Würde an ihrem Herzen vorbeigehen ohne Beschwer,

heißt es in einem Brief vom 20. Oktober 1941. Im November schreibt er, er habe abgenommen und weiter:

Hier stehe ich! / Und muss hier weiter bleiben, so man mich lässt. / Und das Los aller tragen. / Mit allen Wenns und Abers komme ich nicht weiter. / Und keinem gebe ich die Schuld. / Selbst mir nicht. / Ich habe getan, was möglich war.

Es sind Selbstzeugnisse wie solche Briefe an einen nahen Erwachsenen, die Einblicke in die geistige und seelische Ver-

fastheit der in Europa festsitzenden Männer und Frauen geben. Bis zuletzt versuchte Singer wie manche andere sein geistiges Erbe zu sichern. Seinem Freund Karel Mengelberg übergab er noch musktheoretische Ausarbeitungen, die dieser mit in die USA nahm und später dem Leo Baeck Institut New York überließ. Diese und die nun vorliegenden, sorgsam edierten Briefe sind ergänzend zu seinem fünf Jahre dauernden Werk als Leiter des Kulturbundes zu werten. Und werfen gleichzeitig nur ein Blitzlicht auf ein einstmal reiches Leben.

Angela Genger

Gabriele Fritsch-Vivié (Hg): *Ich hoffe wieder auf Zukunft. Dr. Kurt Singer. Briefe – Aufzeichnungen. Amsterdam 1941–1943 Theresienstadt, 298 Seiten, Hentrich & Hentrich, Leipzig 2022, www.hentrichhentrich.de.*

Gabriele Fritsch-Vivié (Hg): *Gegen alle Widerstände. Der Jüdische Kulturbund 1933–1941. 278 Seiten, Hentrich & Hentrich, Leipzig 2013, www.hentrichhentrich.de.*

Gabriele Fritsch-Vivié (Hg): *Kurt Singer. Arzt, Musiker und Gründer des Jüdischen Kulturbunds, 114 Seiten, Hentrich & Hentrich, Leipzig 2018, www.hentrichhentrich.de.*

Jud Süß

In seiner Dissertation „Untersuchungen zur Wirkungspsychologie nationalsozialistischer Propagandafilme“ (Köln 1977) erkannte Christoph B. Melchers in dem berüchtigten Nazi-Spielfilm „Jud Süß“ (Deutschland 1940, R: Veit Harlan) ein Wirkungsmuster, das er mit dem Bild der Nürnberger Schere treffend beschrieb und benannte. Über diesen Film und seinen Regisseur hat nun der britische Historiker Bill Niven eine sorgfältig recherchierte und gut lesbare Studie vorgelegt. Niven beschreibt darin die Entstehungsgeschichte von Jud Süß, den Einsatz des Films durch die Nazis (er sollte nach Goebbels Plan bei den Zuschauern antisemitische Einstellungen wecken und bestärken) und erstmalig auch das merkwürdige zweite Leben des Films nach dem Untergang des „Dritten Reiches“.

Nach dem Krieg wurde Veit Harlan für seinen Propagandafilm zur Rechenschaft gezogen und zeitweise sogar von den Alliierten mit Berufsverbot belegt. Er selbst zeigte keinerlei Reue und übernahm auch nie Verantwortung für sein Machwerk, sondern stilisierte sich zum Opfer von Joseph Goebbels, der ihm den Film angeblich aufgezwungen habe. Zeitweise bezeichnete er sich sogar als „Judenfreund“ und fühlte sich von seinem eigenen Film verfolgt. Die Rolle Harlans und



den Streit um seine Person beleuchtet Niven ebenso detailliert wie unterhaltsam.

Aber „Jud Süß“ war noch ein längeres Leben beschieden. Nach dem Zweiten Weltkrieg durfte der Film in Deutschland nur unter Auflagen gezeigt werden, aber in der arabischen Welt machte er als antiisraelischer Hetzfilm eine zweite Karriere.

Berichte über solche Aufführungen erreichten das Auswärtige Amt in Bonn, doch die deutschen Behörden blieben untätig: „Zu groß war offensichtlich die Angst davor, durch einen Protest bei den arabischen Staaten Unmut hervorzurufen.“

Dass ein 1940 entstandener deutscher Propagandafilm in den 1950er und 1960er Jahren im Nahen Osten regelmäßig gezeigt wurde, beweist, dass die Antisemitismus schürende Wirkung eines solchen Films keineswegs auf Nazideutschland begrenzt war, sondern auch auf ganz andere Kulturen und Kontexte übertragbar ist.

Bill Niven referiert viele Publikationen und hat emsig in Archiven geforscht; die vorliegende Studie ist eindeutig eine wissenschaftliche Arbeit. Dennoch ist sie nicht nur für Spezialisten bestimmt, sondern ein lesenswerter Beitrag zur Filmgeschichte und allgemeinen Kulturpsychologie.

Yizhak Ahren, Thomas Pohne

Bill Niven: *Jud Süß – Das lange Leben eines Propagandafilms, 240 S., Mitteldeutscher Verlag, Halle 2022, www.mitteldeutscherverlag.de.*

Rabbiner Schilli

Gut recherchierte, materialreiche Biografien großer Rabbinen sind in der Regel sehr lehrreich. Solche Bücher gewähren aufschlussreiche Einblicke in die Probleme einer bestimmten Zeit, eines bestimmten geistigen Klimas. Und sie beleuchten immer spezifische Aspekte der Tora, die der jeweils im Mittelpunkt stehende Rabbiner besonders hervorgehoben und oft besprochen hat.

Jahrzehnte nach dem Tod von Grand Rabbin Helmut Henri Yizhak Schilli (1906–1975) hat der Publizist Daniel Haïk die Lebensgeschichte dieses charismatischen französischen Rabbiners erforscht und in einem französischen Buch dargestellt. Erfreulicherweise ist jetzt eine Übersetzung von Haïks Biografie ins Hebräische veröffentlicht worden.

Dass dieses Werk im Verlag der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem erschienen ist, hängt sicher damit zusammen, dass Rabbiner Schilli einer der Helden der Résistance gegen die Nazis in Frankreich war. Als Seelsorger hat er Menschen betreut, die damals in Lagern interniert waren. Im Verlauf dieser Arbeit ist es ihm gelungen, das Leben vieler Juden zu retten. Seine Taten während der Verfolgungszeit sind nicht in Vergessenheit geraten; das beweist die Benennung eines Platzes in der Stadt Montpellier nach ihm, und zwar im Jahre 2018, 43 Jahre nach seinem Tod.

Um die Geschichte von Rabbiner Schilli erzählen zu können, hat sein Biograf

zahlreiche Dokumente studiert und viele Frauen und Männer interviewt, die den gesetzestreuen Rabbiner näher kennen gelernt haben. Alle, die dem bescheidenen und freundlichen Tora-Lehrer begegnet sind, bezeugen seine grenzenlose Hilfsbereitschaft. In vorbildlicher Weise kümmerte er sich um erstaunlich viele Angelegenheiten. Sein unermüdlicher Einsatz für die Stärkung des traditionellen jüdischen Lebens wurde von allen bewundert, die den engagierten Mann eine Weile beobachten konnten.

Nach der Shoa befand sich das französische Judentum in einem ziemlich desolaten Zustand. Rabbiner Schilli gehörte zu den geistigen Führern, die die notwendige Wiederaufbauarbeit tatkräftig unterstützt haben. Jahrzehntlang leitete er das angesehenes Rabbinerseminar in Paris. Er suchte und förderte junge Talente, sorgte für eine vorzügliche Ausbildung und blieb auch nach der Ordination ein Ansprechpartner und Berater für die jungen Gemeinderabbiner. Wiederholt sprach der Direktor des Seminars über die Aufgaben eines Rabbiners in unserer Zeit; seine fromme und unaufgeregte Art mit Menschen umzugehen war die beste Wegweisung.

In der vorliegenden Biografie beschreibt der Verfasser auch das Privatleben von Rabbiner Schilli. Der Seelsorger, dessen Lebensweg geschildert wird, hatte es nicht leicht. Seine Bar Mitzwa feierte er in einem jüdischen Waisenhaus im nord-

elsässischen Hagenau; denn sein Vater war 1913 verstorben und die Mutter fünf Jahre später. Ein Stipendium für hervorragende Schüler ermöglichte Schilli 1921 die Übersiedlung nach Paris, wo er zunächst die Vorschule des Rabbinerseminars absolviert hat. Zehn Jahre später wurde er ordiniert und nahm die Stelle eines Gemeinderabbiners in Raincy an.

Zusammen mit seiner Ehefrau Simone hat Rabbiner Schilli sechs Kinder großgezogen; das Ehepaar Schilli hat außerdem einige Heranwachsende intensiv betreut. Der jugendbewegte Tora-Lehrer war aktives Mitglied bei den französisch-jüdischen Pfadfindern und er unterstützte Bnei-Akiva-Gruppen. Rabbiner Schilli war ein gefragter Referent, und selbstverständlich hat er bei jeder passenden Gelegenheit Worte der Tora erläutert. Sein homiletisches Buch „Regards sur le Midrach“ hat einer seiner Schwiegersöhne zusammengestellt und postum veröffentlicht.

Erwähnung verdient die Tatsache, dass Daniel Haïk zur Illustration und Auflockerung seines Textes viele Bilder aus dem Fotoalbum der Familie Schilli bringt. Der Rezensent hat die hier besprochene Biografie mit Gewinn und Genuss gelesen.

Yizhak Ahren

Daniel Haïk: *De la tourmente à la reconstruction. Biographie du Grand Rabbin Henri Schilli, 295 S., hebräische Übersetzung bei Yad Vashem Publications, Jerusalem 2022.*

Brauner Boden

Braun war die Farbe der Nationalsozialisten im Dritten Reich. Auf diese Tatsache spielt der Titel „Braune Erde“ an, den Zachary Gallant und Katharina F. Gallant ihrer Studie über die deutsche Aufarbeitung der NS-Zeit gegeben haben. Der Autor und die Autorin referieren zahlreiche Arbeiten, die zu diesem Fragenkomplex veröffentlicht worden sind. Und sie fassen auch eigene Untersuchungen zusammen. Am Beispiel der rheinischen Kleinstadt Unkel wird die deutsche Vergangenheitsbewältigung kritisch porträtiert. Gallant und Gallant stellen fest: „Am Beispiel von Unkel lassen sich die Unzulänglichkeiten der Aufarbeitung im Lokalen aufzeigen, doch steht dahinter ein systemisches Problem, das weit über die Grenzen der Kleinstadt hinausgeht.“

Gallant und Gallant sind von der Notwendigkeit einer erneuten und tiefgreifenden Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit überzeugt. Sie sprechen von der bisher mangelnden Aufarbeitung namhafter Unternehmen und verweisen



auf das Faktum, dass viele Profiteure des NS-Unrechtsregimes heute noch Privilegien genießen, die auf die NS-Wirtschaft

zurückzuführen sind. Das schmale und doch materialreiche Buch plädiert mit klaren Worten gegen die oft zu hörende Meinung, zwei Generationen nach dem Ende des Weltkriegs sei nun die Zeit gekommen, einen Schlussstrich zu ziehen.

Die Aufgabe der Erinnerungskultur besteht nicht nur in der ritualisierten Vergegenwärtigung von geschichtlichen Zusammenhängen und in der Widerlegung historischer Legenden und Schutzbehauptungen. Es sollte bei Gedenkveranstaltungen vor allem darum gehen, aus der Vergangenheit wichtige Lehren zu ziehen, um eine bessere Zukunft zu ermöglichen. „Brauner Boden“ ist ein Beitrag zur Diskussion der Frage, wie Vergangenheitsbewältigung heute aussehen sollte.

Yizhak Ahren

Zachary Gallant und Katharina F. Gallant, *Brauner Boden. Ein jüdischer Blick auf die deutsche Aufarbeitung der NS-Zeit, 118 Seiten, Westend Verlag, Frankfurt am Main 2022, www.westendverlag.de.*



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.